Nordische Zukunft

Zeitschrift des Nordischen Ringes e.V.



FOLGE 3/4 — 16. JAHRGANG 1990

Auf jeden Fall muß die nordische Rasse, die die westliche Kultur aufgebaut, geschützt und erhalten hat, zu der Einsicht kommen, wie notwendig es ist, daß sie zusammenhält und zusammenwirkt. Auf einer solchen gegenseitigen Verständigung beruht der Friede der Welt und die Erhaltung ihrer Zivilisation. Wir wollen daher darauf bedacht sein, wie wir uns am besten für die große Aufgabe vorbereiten, die wir noch zu erfüllen haben werden: nämlich unseren Teil an der Verantwortung des weißen Mannes — **the white man's burden** — auf uns zu nehmen!

Madison Grant

Umschlagbild: Die Goldscheibe von Moordorf bei Aurich, jetzt im Provinzialmuseum Hannover. Natürliche Größe

GEISTIG-KULTURELLE BEZIEHUNGEN ZWISCHEN SCHWEDEN UND DEUTSCHLAND

VON PROFESSOR LILJEQVIST, LUND

Deutschland und Schweden bedeuten einerseits geographisch-geologische Gegebenheiten, andererseits ethnologische, im weiteren Sinne ethnologische, bzw. ethnographische. So viel die ersteren auch für die letzteren bedeuten mögen, müssen sie aus den verschiedensten Gründen hier zurückstehen, da es sich ja um die geistig-kulturellen Beziehungen handelt, vor allem natürlich die historisch greifbaren, insbesondere die gegenwärtigen, die uns in nächster Lebensnähe umgeben, in denen wir, die Deutschen und die Schweden der Jetztzeit, existieren. Allerdings ist die historische Gegenwart nicht ohne Beachtung ihres Präteritums begreiflich; und die Historie verlängert sich rückwärts in die Prähistorie, ohne daß man eine scharfe eindeutige Grenze ziehen könnte. Daß für die älteren historischen Zeiten Deutschland einerseits, Norwegen-Dänemark mit Island anderseits über einen unvergleichlich größeren Schatz literarischer Denkmäler verfügt als Schweden, mahnt sehr zur Vorsicht.

Das Frühmittelalter lasse ich in meiner Darstellung ganz beiseite. Bei der Christianisierung Schwedens sind wohl besonders deutsche und irische Einflüsse festzustellen. Wie nun später Scholastik und Mystik herrschende Erscheinungen im europäischen Kulturraum werden, treten solche auch in Schweden hervor, wobei neben der Vermittlung des mehr oder weniger gemeinsamen Kulturgutes durch das Latein als internationale Sprache die Mystik auch die verschiedenen nationalen Sprachen in ihren Dienst nimmt. Hat Schweden in dieser Zeit gewissermaßen einen eigenen Beitrag gegeben,

knüpft sich dieser vor allem an den Namen der heiligen Birgitta, deren Spuren außerhalb Schwedens vor allem in Italien feststellbar sind, aber auch z. B. in Deutschland nicht fehlen, wie ich kürzlich bei einem Besuch in Altomünster nicht weit von München feststellen konnte. Wie nun mit der Renaissance eine scharfe Opposition gegen die Scholastik und ihren eigentlichen ersten Lehrvater Aristoteles einsetzt, gelangen merkwürdig schnell hierher gehörige Äußerungen auch nach Skandinavien einschließlich Schweden. Für die Geschichte der Gelehrsamkeit in Europa gibt es hier ohne Zweifel eine Menge verschiedener Forschungswege, die man gern verfolgen möchte, welche aber wohl für unser Thema verhältnismäßig belanglos sind.

Mit der sukzessiven Entstehung von Universitäten, die wenigstens teilweise sich höher strebenden Ansätzen in gewissen Kloster- und Domschulen anschließen, machen sich entsprechende Attraktionszentren bemerkbar; und das Vorkommen „fahrender Scholasten" hat dann geistig-kulturelle Beziehungen auch zwischen Deutschland und Schweden verwirklicht, die wir aber hier außer Acht lassen müssen.

Mit der „Reformation" gewinnen diese Beziehungen an Bedeutung und Tiefe, wobei wir Schweden ganz entschieden und wesentlich die empfangenden waren. Ich brauche nur an die Universität Wittenberg in ihrer Bedeutung für die schwedische Reformation zu erinnern, will aber auch die schon lange bestehenden Verbindungen zwischen der Hansa und Skandinavien, bzw. Schweden unterstreichen, nicht ohne besondere Rücksicht auf den Befreier Schwedens sowohl Dänemark wie auch der Hansa gegenüber, Gustaf Wasa,

An die allgemeine Bedeutung geistig-kultureller Beziehungen zwischen Deutschland und Schweden im dreißigjährigen Krieg und in der Folgezeit brauche ich nur mit diesen Worten zu erinnern, sowie an die besondere Rolle, welche in der weiteren Entwicklung der pommerschen Universität Greifswald zukam. In dieser Zeitspanne gelangte nun in der ganzen europäischen Kulturwelt die sog. Aufklärung zum Durchbruch, und es braucht kaum hervorgehoben zu werden, wie dadurch ein weitverzweigtes geistig-kulturelles Commercium zustande kam. Natürlich genug, daß hierbei die großen Nationen im wesentlichen die gebenden waren, wenn schon wohl überall die kleineren Nationen mit eigener Spontaneität reagierten. So können wir auch in Schweden verschiedene Strömungen der Aufklärung feststellen, überall mit der Tendenz sich in der Totalität des geistigen Lebens durchzusetzen; eine französische, eine englische und eine deutsche Strömung, deren philosophische Spitzenerscheinungen durch Descartes (gestorben in Stockholm als Königin Christinas Gast), ebenso seine Schule einschließlich Spinoza, ferner durch Locke, Berkeley und Hume, schließlich durch Leibniz, Wolff und die gesamte deutsche sog. Popularphilosophie, wozu dann neue spätere Nachwirkungen kommen aus französischem Sprachgebiet durch Voltaire, Rousseau, die Enzyklopädisten usw. Daß hierbei in Schweden temporär der Einfluß von Frankreich stärker schien

und eine Ära des französischen Geschmacks hervorrief, ist um so weniger erstaunlich, als der größte König Preußens in derselben Zeit sich als Schriftsteller fast durchweg der französischen Sprache bediente. Latein und Französisch sind in dieser Epoche die sozusagen eigentlich internationalen Sprachen, wenn schon die Engländer früh genug sich sogar in der Wissenschaft ihrer eigenen Sprache bedienen und zuletzt noch Leibniz und Wolff den Versuch machen, die deutsche Philosophie auch in deutschem Sprachgewande vorzustellen.

Wenn man sich hauptsächlich ans Äußere hält, wäre man manchmal geneigt zu glauben, daß von dieser ganzen kulturellen Mischvegetation in Schweden hauptsächlich das Unkraut kräftig gedieh — jedenfalls was die Philosophie betrifft, denn in der schönen Literatur hat Schweden es wirklich zu einer Blüte gebracht, und auch in der Philosophie ist aus der Aufklärungsepoche wenigstens eine große Gestalt hervorzuheben, Thorild, welcher allerdings gleichzeitig auch der Belletristik und der literarischen Kritik angehört. Läßt man aber für die Philosophie den Blick noch weiter vorwärts gehen — mit Berücksichtigung auch der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, wo die Aufklärung sich entschieden im Absterben befindet —, da ist festzustellen, daß gerade im schwedisch-philosophischen Rahmen dieser Zeit der größte Name der schwedischen Persönlichkeitsphilosophie, Chr. Jac. Boström, unverkennbar mit Leibniz einen inneren, zugleich auch historischen Zusammenhang hat von entscheidender Bedeutung. In Leibnizens Monadologie kommen, wie man weiß, gewisse Schwierigkeiten besonders von der mathematisch-naturwissenschaftlichen Seite her, wo er ja übrigens in seiner Art ebenso führend war wie Descartes und Newton. Diese Schwierigkeiten treten besonders hervor in der Monade als sozusagen geistigem Atom: die Monade hat keine Fenster, kann von anderen Monaden nicht beeinflußt werden, sondern nur indirekt durch die sog. harmonia praestabilita, eine ideelle Rücksichtnahme, die Gott bei der Schöpfung jeder einzelnen Monade im Monadensystem auf die Totalität desselben und die in jeder derselben stattfindenden Prozesse genommen hat, welche einander in keiner Weise unmittelbar und real beeinflussen, sondern in angedeuteter Weise nur indirekt und ideal. Denkt man sich nun in Leibnizens Monadologie jede Monade als eine Person, wobei konsequent nur eine Person absolut ist (entsprechend der Monade, die für alle anderen das Maß abgibt), alle übrigen aber endliche Personen, endliche Subjekte, zugleich jedoch ewige, unveränderliche Ideen, von der absoluten Person ruhend zusammengefaßt in einem ewigen systematischen Konnex, liegt in der Tat gerade der Boströmianismus vor, der also gewissermaßen die durchgeführte Spiritualisierung der Leibnizschen Monadologie bedeutet. So nahe ist sachlich der Zusammenhang zwischen Leibniz und dem sehr viel späteren Boström. Streng genommen ist nun aber diese durchgeführte Spiritualisierung der Leibnizschen Monadologie eine Konsequenz aus der Verwertung einer einmal von Kant, bei der Darstellung seiner praktisch-philosophischen Grundgedanken, ausgesprochenen Idee, daß wir

nur vom kategorischen Imperativ aus einen positiven Einblick in das Wesen der Dinge an sich gewinnen, welche zu allerletzt sämtlich als Träger des kategorischen Imperativs gedacht werden müssen und zusammengeschlossen in einem Reich, wo Gott das Oberhaupt ist für alle endlichen Subjekte als Untertanen, aber mit einer gemeinsamen oder vielmehr identischen Gesetzgebung, eben derjenigen des kategorischen Imperativs. In voller Konsequenz hiermit will nun Boström auch nichts wissen von göttlichen Ideen für einzelne sinnliche Dinge oder für Mechanismus, Chemismus usw., Ideen, die doch im großen deutschen spekulativen Idealismus hie und da sozusagen spukend hervorlugen.

Hiermit ist festgestellt, daß ohne den Kantischen Kritizismus als Einsatz in die philosophische Entwicklung Schwedens der Boströmianismus nicht denkbar ist. Dasselbe gilt aber auch schon für die früheren und zu Boström hinführenden Stadien der schwedischen Persönlichkeitsphilosophie im 19. Jahrhundert. Eingeführt nach Schweden wurde der Kantische Kritizismus schon Ende des 18. Jahrhunderts durch Daniel Boethius, Philosophie-Professor in Upsala — allerdings nicht ohne eine gewisse Kritik, da er Einspruch erhebt gegen Kants Reduktion alles wirklich Religiösen auf die von ihm vertretene als eigentlich nur formal aufgefaßte ethische Substanz. — Nach Boethius hat der geniale, zu früh verstorbene Höijer die Geburtswehen des großen deutschen Nach-Kantischen Idealismus sozusagen mitgemacht und den Gedanken einer philosophischen Konstruktion verfochten in so lebendiger unmittelbarer Wechselbeziehung mit Fichte, Schelling und dem jungen Hegel, daß man sogar hat behaupten wollen, gewisse Momente in der frühen deutschen idealistischen Konstruktionsphilosophie wiesen auf Höijer zurück. Jedenfalls hat Höijer den philosophischen Dialog begonnen zwischen dem spekulativen und konstruktiven deutschen Idealismus und der gleichzeitigen schwedischen Philosophie, einen Dialog insofern, daß man von schwedischer Seite die Vertreter der anderen Seite im Dialog genau studiert und sich mit ihnen auseinander setzt, aber nach Höijer mit klarem Bewußtsein, daß alles Konstruktive ferngehalten werden muß, weil eine Selbstkonstruktion des Absoluten aus sich selbst zur aktuellen Absolutheit den Denkgesetzen zuwider ist: ein Absolutes, das sich entwickelte, wäre eben kein Absolutes, sondern ein in sich widerspruchsvoller Gedanke, auch wenn die Ahnen solcher Anschauung in gewissen hervorragenden Mystikern des Mittelalters da sind. Der sog. Dialog ist also nur zu einseitig, weil man auf der deutschen Seite genug mit sich selbst beschäftigt ist, um von der gleichzeitigen schwedischen Philosophie so gut wie nichts zu erfahren, während man in Schweden bewußt versucht von dem Gedankengut des spekulativen deutschen Idealismus so viel wie möglich herüberzuretten, was nicht unheilbar mit der Konstruktion verwachsen ist.

Mit einer gewissen Ausnahme für Höijer bietet die Denkerreihe, welche von Boethius zu Boström hinführt, das Schauspiel einer seltenen Denkkontinuität. Die großen Namen der Zwischenglieder sind hier die beamteten

Fachphilosophen Biberg, Grubbe und außerdem der eminente Historiker E. G. Geijer, der in Personalunion auch die Philosophie vertrat, alle untereinander mit Boström einig in der antikonstruktiven Tendenz, wobei der letztgenannte — Boström — gleichwohl noch so viel von der Gegenseite hält, daß er ausdrücklich erklärt, Hegel würde recht behalten, wenn die sinnliche Wirklichkeit die einzige wäre. Boström und seine eben genannten nächsten Vorgänger — alle in Upsala — bemühen sich eben darum, eine andere und höhere Wirklichkeit, eine inhaltlich vernünftige, positiv unsinnliche, eben persönliche aufzuzeigen. Von den endlichen Persönlichkeiten bekommt man, unter Diskussion ihrer Endlichkeit und Unvollkommenheiten, den Hinweis auf die absolute Person. Geleistet wird dies in einer Weise, welche geradezu vorbildlich ist inbetreff der Zusammenarbeit von historischer und systematischer Philosophieforschung, indem stets bei der Behandlung jedes Problemes der systematischen Philosophie, vorbereitend, die bisher historisch gegebenen Antworten oder Ansichten dargestellt und diskutiert werden, eine prinzipielle Verwertung der spezifischen Empirie aller Philosophie, die eben in der Philosophiegeschichte vorliegt. Nach Boström setzt nun aber bei seinen Nachfolgern eine tiefschürfende Neu-Untersuchung des eigentlichen Fundaments des Boströmianismus ein, am bedeutungsvollsten durch C. Y. Sahlin, der nach Boströms Tod seine Lehrkanzel erhielt. Wie sich hierzu die Universität Lund verhielt, die dem Hegelianismus ein paar Vertreter schenkte, aber außerdem einigen Vertretern der Upsala-Linie die Lehrtätigkeit ermöglichte, kann hier nicht verfolgt werden.

Unterbrechen wir nur für einen Augenblick die zuletzt verfolgte Linie, und werfen wir einen Blick über die Grenzen der Philosophie hinaus, die mir aus natürlichen Gründen besonders nahe liegt, so ist festzustellen, daß beim Fortgang zur philosophischen Hochkultur in Schweden gleichzeitig auch das übrige Kulturleben kräftig gedeiht und zwar nicht nur durch Beeinflussung von auswärts, wobei deutsche Romantik kaum weniger als die großen deutschen Klassiker Schweden ebensosehr befruchtet haben, wie die gleichzeitigen eminenten Vertreter der deutschen Philosophie es taten. Und diese Befruchtung zeigt sich nicht zum wenigsten in eigener schwedischer Spontaneität, die zum Wettkampf unter eigener Fahne strebt — Namen wie Atterbom und Stagnelius einerseits, Geijer, Tegnér, Wallin andererseits bezeugen dies. Auch in Übersetzungen sucht man an dem Reichtum anderer Völker teilzunehmen und zwar nicht nur der deutschen, sondern auch vor allem der englischen Dichter (ohne deshalb die italienischen, spanischen und portugiesischen zu versäumen): unsere Shakespeare- und Byron-Übersetzungen werden in keinem anderen Lande übertroffen. Aber auf dem Gebiete der Wissenschaft im engeren Sinne steht uns der deutsche Geist mit seiner universalen Veranlagung ohne Zweifel am nächsten. Die vielen Nobelpreise, die nach Deutschland gingen, ich meine hier die Nobelpreise für Wissenschaft und für idealische Litera-

tur, sind hiervon gewissermaßen ein Zeugnis; in bezug auf die Friedenspreise der Nobelstiftung haben wir Schweden, Gott sei Dank, nicht mehr zu tun als das Geld zur Austeilung durch eine nicht-schwedische Instanz bereitzuhalten, wofür eine testamentarische Verfügung der Grund ist, von der man zweifeln muß, ob der Urheber, wenn er noch lebte, ein zweites Mal dieselbe Bestimmung treffen würde.

Kehren wir nun aber zu der oben erwähnten Revisionsbewegung innerhalb der neueren und neuesten schwedischen Persönlichkeitsphilosophie zurück, um daraus ein wichtiges, zugleich charakteristisches und für unsere Zwecke geeignetes Beispiel hervorzuholen. Chr. Jac. Boström hielt noch große Stücke auf die Konstitution der Volksvertretung nach den ständischen Prinzipien, hatte aber leider kaum bemerkt, in wie vielen Richtungen sich diese überlebt hatte. Fast gleichzeitig mit dem Tode Boströms (1866) wird nun auch in Schweden, nach englischen und kontinentalen Mustern, von König und Reichstag das Zweikammersystem eingeführt. Während der diesbezüglichen letzten Ritterhausdebatte hatte ein Schüler Boströms die immer deutlicheren Schwächen der Vierständevertretung zugegeben, sich aber dagegen gewehrt, daß der ständische und korporative Gedanke ohne weiteres zum alten Gerümpel verwiesen werde — was die weitere soziale Entwicklung allerdings schon bald bestätigte. Nach dem Mittelalter hat keine historische Zeit eine solche Wiederbelebung des korporativen Gedankens verspürt, worin aber — zunächst also in den Gewerkschaften — die Konservativen Schwedens und wohl auch anderswo nichts anderes zu sehen vermochten als einen Ausdruck des Klassenkampfes.

Gerade der unmittelbare Nachfolger Boströms, C. Y. Sahlin, hatte aber für diese Erscheinung ein volles und positives Verständnis. Er eiferte schon in gewissen Vorlesungen der neunziger Jahre dafür, daß man den wahren Gemeinschaftscharakter der Gewerkschaften anerkennen müßte — nur sollte dabei der vom Klassenkampf betonte Klassencharakter der Gewerkschaften ausgemerzt werden. Unterscheidet man zwischen Ober-, Mittel- und Unterklasse, sind hierfür die ökonomischen Differenzen zunächst entscheidend, wenn auch andere damit zusammenhängen — und die Gewerkschaften fühlten sich ja eben als Unterklasse, als „Proletarier". Es gehört zu den unsterblichen Verdiensten Sahlins, daß er hierbei sofort den wunden Punkt herausfand und kundgab. Innerhalb jeder Gewerkschaft als einer wahren Gemeinschaft gehören zu derselben selbstverständlich nicht nur diejenigen, welche mit ihren Händen arbeiten, sondern die ganze unentbehrliche Leitung durch Werkmeister, Ingenieure, Betriebschefs usw. M. a. W. Sahlin hatte gleich entdeckt, daß die später so oft betonte „horizontale" Linie ganz unzureichend ist für eine wirkliche Gemeinschaft, indem diese mindestens ebensosehr „vertikal" aufgebaut werden muß, um als wahre Gemeinschaft gelten zu können. So korrigiert müßten aber die Gewerkschaften als wahre Gemeinschaften anerkannt werden, was viel zu spät geschah und zum Teil noch immer nicht ver-

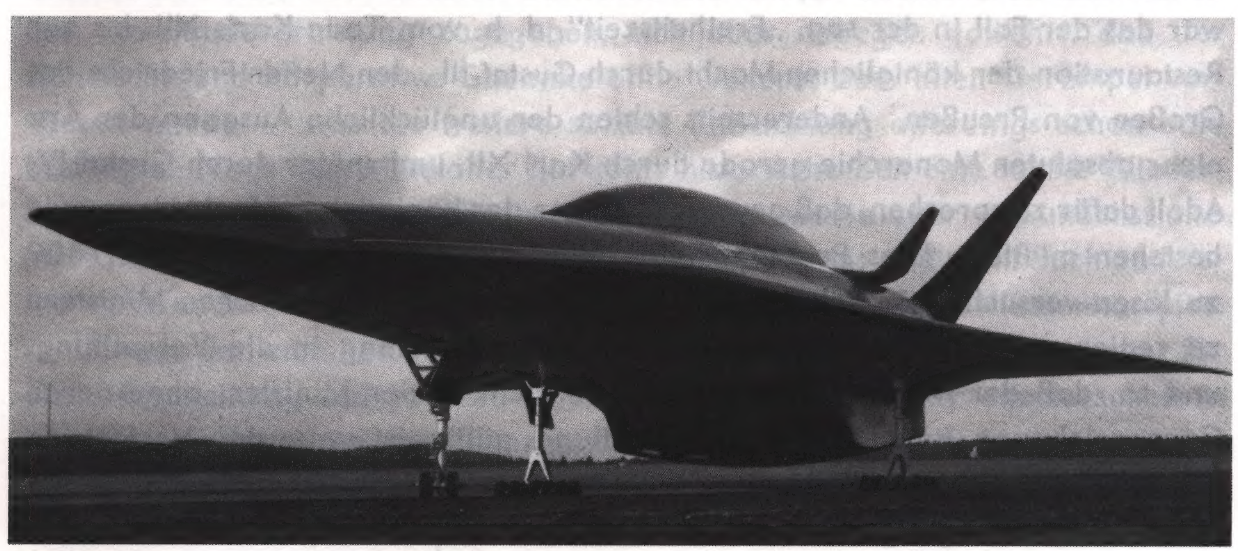
standen wird. Als Schüler Sahlins habe ich sodann seinerzeit diese Gedankenlinie weiter verfolgt und geltend gemacht, daß eine wahre Volksvertretung den je nach dem Entwicklungsstandpunkt verwirklichten wahren Gemeinschaften entsprechen müßte und deshalb nicht zum wenigsten die korporativen Elemente berücksichtigten, wie ich in meiner Lundenser Installationsvorlesung 1906 ausführlich begründete — für die damalige Zeit noch höchst „unmodern", aber später immer mehr sachlich anerkannt und betont bei allen neueren Versuchen, über Parlamentswahlen, nur durch Parteiprogramme bestimmt, hinauszugelangen.

Boström hatte in seiner Staatsphilosophie sich sehr nahe an die historische Wirklichkeit angeschlossen. Unsere schwedische Geschichte zeigte unzweideutig, daß in Schwedens Vergangenheit immer diejenigen Zeiten die besten und geschätztesten waren, in denen unser Königtum eine wirkliche Führerrolle spielte — wo dagegen schwache Könige regierten und allerlei Privatinteressen sich ungehemmt in der Volksvertretung austoben konnten, da befand sich Schweden politisch in einem Ohnmachtszustand. Vor allem war das der Fall in der sog. „Freiheitszeit", d. h. vom Tode Karls XII. bis zur Restauration der königlichen Macht durch Gustaf III., den Neffen Friedrichs des Großen von Preußen. Andererseits schien der unglückliche Ausgang der Ära einer absoluten Monarchie gerade durch Karl XII. und später durch Gustaf IV. Adolf dafür zu sprechen, daß gewisse Grenzen der königlichen Macht irgendwie bestehen müßten. Dies Problem hatte man in der Konstitution von 1809 zu lösen versucht, nämlich so, daß der König mit verantwortlichen Ministern zu regieren hat, ohne Einmischung der Volksvertretung in die Verwaltung, und so, daß der Modus für die Verantwortlichkeit der Minister, ohne deren Gegenzeichnung keine Regierungshandlung gültig ist, von der Verfassung genau festgelegt wird. Hatte nun die Volksvertretung (der Reichstag) in bezug auf die Verwaltung eigentlich nur ein Petitionsrecht, so hatte sie bei der Gesetzgebung zunächst ein negatives Vetorecht gegen Gesetze, welche der Monarch stiften wollte, wenn sie der Volksvertretung als mit wesentlichenVolksinteressen unvereinbar schienen, sonst auch hier ein Petitionsrecht, daß nämlich der Monarch Gesetze stiften möchte, die dem Reichstag erforderlich vorkamen, wobei seinerseits der König ein absolutes Veto aussprechen konnte. Was Steuern und Finanzen betraf, sprach die Verfassung von dem uralten Recht des schwedischen Volkes sich (durch die Volksvertretung) selbst zu besteuern, was in der Weise gehandhabt wurde, daß Ausgaben, deren Notwendigkeit so einleuchtend war, daß sie ins ordentliche Budget aufgenommen worden waren, dann nicht mehr ohne Einwilligung des Königs gestrichen werden konnten, was dagegen geschehen kann mit allen zum außerordentlichen Budget gehörenden Ausgaben. Da nun diese Verfassung kein Notverordnungsrecht kennt, welches sogar die Weimar-Republik in Deutschland der Regierung zuerkannte, und wozu lange genug die dänische Verfassung ein gewisses

Analogon bot, hat der schwedische Reichstag nach 1809 seine finanziellen Befugnisse, leider, in großem Ausmaße dazu verwandt, die spezifischen Herrscherrechte des Königs immer mehr obsolet zu machen. So konnte der König auf die Dauer sein Vetorecht nicht mehr geltend machen gegen die immer eifriger verlangte sog. Repräsentationsreform des Zweikammersystems.

Selbstverständlich ist die schwedische Persönlichkeitsphilosophie der ganzen gegenwärtigen politischen Lage Schwedens gründlich abhold. Daß unsere schwedische Persönlichkeitsphilosophie andererseits das Führerprinzip mit E. G. Geijer sehr hoch einschätzt, braucht kaum unterstrichen zu werden, aber es fehlt ihr auch nicht an Einsicht, daß die Durchführung dieses Prinzips überall recht verschieden ausfallen muß — je nach der vorliegenden geschichtlichen Situation und den vorhandenen historischen Faktoren.

... und von den vergangenen Beziehungen zu denen der Gegenwart:



Das Hyperschalltechnologie-Programm unter dem Leitkonzept Sänger: Ein internationales Projekt.

Schweden macht mit beim Hyperschall

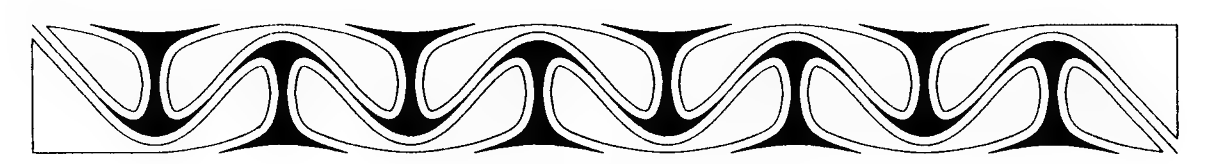
Ottobrunn. Der Bundesminister für Forschung und Technologie (BMFT) und das Swedish National Space Board (SNSB) haben in Bonn eine Vereinbarung über die Zusammenarbeit im Hyperschalltechnologie-Programm unterzeichnet. Damit ist innerhalb der Internationalisierung dieses Programms des BMFT erstmals eine Kooperation formalisiert worden.

Das Technologieprogramm, das unter dem Leitkonzept Sänger auf ein zweistufiges wiederverwendbares Weltraumtransportsystem ausgerichtet ist, befindet sich derzeit im zweiten Abschnitt der Phase 1 (1988 - 1992), in der Konzept und Technologie entwickelt werden. Neben der Deutschen Aerospace mit den Leitfirmen Dornier, MBB, MTU und der Deutschen Airbus sind auch mittelständische Unternehmen, zahlreiche Universitätsinstitute sowie die Deutsche Forschungsanstalt für Luft- und Raumfahrt (DLR) beteiligt. Das Finanzvolumen dieser ersten Sänger-Phase beträgt rund 380 Millionen Mark.

Die Zusammenarbeit mit den Schweden konzentriert sich zunächst auf den luftatmenden Antrieb und die Wasserstoffhilfsturbine von Sänger. Die Arbeitsinhalte werden derzeit zwischen MBB und den Firmen Saab, Volvo und der schwedischen Forschungsanstalt FFA festgelegt.

Aufgrund des sehr großen internationalen Interesses an diesem technologisch außerordentlich anspruchsvollen Programm bestehen bereits vielfältige andere Kontakte zu europäischen Ländern wie Großbritannien, den Niederlanden, Belgien, Spanien, der Schweiz und Österreich. Fortgeschritten sind die Gespräche besonders mit Norwegen und Italien. Hochrangige Delegationen informierten zudem die ESA, die NASA und die amerikanischen Forschungsinstitute sowie Institutionen in Kanada ausführlich über das Programm.

Erste Kontakte mit sowjetischen Forschungseinrichtungen und Unternehmen gab es am Rande der Luft- und Raumfahrtausstellung „Moscow Aerospace". Noch in diesem Monat sollen auch Verbindungen mit den Australiern aufgenommen werden. ■



Färdens dag



Här är skönt nu att vila, för dagen var lang, trötta fötterna, bär inte mer. Invid elden den dansande, vid spel och vid sang dagens nöd och glädje jag ser: jag har skrivit mitt hjärta i vägens damm och min själ i vinden bla.

Morgondimman den vita iväg först sig gett, vikit bort för den eldröda sol'n som nu flimrande smider jord och himmel till ett. Het är tallens doft, tranar jag moln. Och ja skriver ...

Och sag rasar sen regnet sa tungt över mig, leden rinner i törn bort och myr. Men ovanför en svalkad mark en söm visar sig, bruten himmel igen solen syr. Och jag skriver ...

Mycket öser jag, men vad har själv jag att ge? Jag är liten men helig, en gäst. Min är världen, jag hennes, jag har del och far se hela skapelsens yrande fest. Sa ja skriver ...

Men allt detta i skymningen undan sig drar, mörker täcker var gangen minut. Ända uppstar det nya ur det blott som far, och en borjan är vartenda slut! Än jag skriver mitt hjärta i vägens damm och min själ i vinden bla!

Auch Deutsch und in Prosa etwa foldendermaßen: Der Tag der Fahrt

Schön jetzt, hier zu ruhen, denn der Tag war lang, müde die Füße, tragen nicht mehr, Am Feuer, dem tanzenden, bei Spiel und Gesang sehe ich Not und Freude des Tages: Ich habe mein Herz in den Staub der Straße geschrieben und meine Seele in den blauen Wind.

Der weiße Morgennebel hat sich anfangs davongemacht, ist der feuerroten Sonne gewichen, die jetzt flimmernd Erde und Himmel zusammenschmiedet. Heiß ist der Kieferndutt, ich sehne mich nach Wolken. Und ich schreibe ...

Und so stürzt dann der Regen so schwer über mich, der Weg zerrinnt in Dornen und Moor. Aber über einer erfrischten Erde zeigt sich ein Saum, den gebrochenen Himmel näht wieder die Sonne. Und ich schreibe ...

Viel schöpfe ich, aber was habe ich selbst zu geben? ich bin klein aber heilig, ein Gast. Mein ist die Welt, ich der ihre, ich habe teil und darf sehen der ganzen Schöpfung taumelndes Fest. Und so schreibe ich ...

Aber all das verliert sich in der Abenddämmerung, Dunkelheit bedeckt jede verflossene Minute. Dennoch ersteht das Neue nur aus dem, was fortgeht, und ein Anfang ist jedes einzelne Ende! Weiterhin schreibe ich ...

(Worte und Weise: Matthias Quaschning, Gotland im August 1990)

DIE GOLDSCHEIBE VON MOORDORF BEI AURICH

Von K. H. JACOB-FRIESEN

Nicht nur Bücher haben — dem bekannten Sprichwort gemäß — ihre Schicksale, sondern auch Altertumsfunde. Von dem richtigen, leider nur selten vertretenen Standpunkt ausgehend, daß urgeschichtliche Funde von Bedeutung am besten in dem Landesmuseum der Gegend, in der sie gehoben wurden, aufbewahrt und dem Publikum zugänglich gemacht werden, teilte das Römisch-germanische Zentralmuseum zu Mainz unter dem 29. September 1925 dem Provinzialmuseum Hannover mit, daß es eine urgeschichtliche Goldscheibe im Kunsthandel zu München erworben habe, unter der Angabe, daß diese vermutlich aus der Nähe von Aurich stamme, und fragte an, ob das Provinzialmuseum geneigt sei, diesen Fund zu übernehmen. Nun muß man mit Fundortsangaben bei Stücken, die im Kunsthandel auftreten, äußerst vorsichtig sein, denn häufig werden derartige Angaben glatt erfunden, um einen Interessenten zum Kaufe anzuregen. Wir zögerten zunächst auch, entschlossen uns aber doch schließlich, den Fund zu übernehmen, auch auf die Gefahr hin, daß sich die Angabe nicht bewahrheiten sollte, um wenigstens den Typus dieses Stückes bei uns vertreten zu sehen. Als uns die Goldscheibe übersandt wurde, waren wir entzückt von ihrem guten Erhaltungszustand und ihrer prachtvollen Verzierungsart. Wir danken auch an dieser Stelle der Direktion des Römisch-germanischen Zentralmuseums für dieses große, freiwillige Opfer.

Nun galt es den genauen Fundort festzustellen. Bei dem Stück lag ein Brief des Britischen Museums vom 13. April 1920, der einst auch die Anschrift des Empfängers getragen haben mußte, da der Unterteil des Briefes, auf dem diese gewöhnlich angebracht wird, abgeschnitten war. In diesem Briefe teilte das Britische Museum dem unbekannten Adressaten mit, daß die Goldscheibe wohl ein hervorragender Altertumsfund sei, daß der geforderte Preis aber viel zu hoch sei, um an einen Ankauf denken zu können. Nun wandten wir uns an das Britische Museum in London mit der Anfrage, an wen es an dem bestimmten Tage den betreffenden Brief gerichtet hätte, und erfuhren, daß es sich um einen Altertumshändler Rück in Aurich gehandelt habe. Wir forschten mit Hilfe des uns allezeit freundlich unterstützenden Herrn Zylmann, damals Studiendirektor in Aurich, nach diesem Altertumshändler, mußten aber erfahren, daß er inzwischen nach Bayern verzogen war.

So erklärte es sich, daß unsere ostfriesische Goldscheibe im Kunsthandel zu München aufgetaucht war. Auf Grund polizeilicher Ermittlungen konnten wir auch den Aufenthaltsort des Händlers feststellen, hörten von ihm aber nur, daß er die Goldscheibe von einem Unbekannten in Aurich erworben habe. Somit war die Umgebung von Aurich im allgemeinen festgelegt, es kam uns aber darauf an, den genauen Fundort zu erfahren, der schon in siedlungsgeschichtlicher Beziehung von größter Wichtigkeit sein konnte. Nun nahmen wir die Presse zu Hilfe und erließen in den 3 Auricher Zeitungen einen Aufruf mit der Abbildung der Goldscheibe und dem Versprechen, daß der Finder, falls er sich bei dem Studiendirektor des Auricher Gymnasiums melden würde, eine Belohnung erhalten sollte. Zunächst meldete sich niemand, und erst nach längerer Zeit erschien ein Anbauer mit der Behauptung, er sei der Finder. Auf die Frage, warum er sich nicht früher gemeldet habe, gab er zur Antwort, daß er grundsätzlich keine Zeitungen lese, und wenn ihm gestern nicht zufällig seine Frau das Frühstücksbrot in die betreffende Zeitungsnummer gewickelt hätte,

hätte er nie etwas von dem Aufruf erfahren. Die mit Hilfe des Ortsgeistlichen sofort angestellten Nachforschungen ergaben die Richtigkeit der Aussagen des Anbauern, und so war der Fundort Moordorf bei Aurich einwandfrei festgestellt.

Über die Fundumstände berichtete Herr Direktor Zylmann unter dem 12. Dezember 1926: „Das Grundstück des Finders Vitus Dirks liegt etwa 0,9 km südwestlich der Kirche von Moordorf, mitten in einem weiten, jetzt abgetorften Moorgebiet, auf einer von der Umgebung sich deutlich abhebenden diluvialen Bodenwelle. Auf dem Fundgebiet ist von dem Besitzer etwa 0,5 m Erdreich abgetragen worden, trotzdem erhebt es sich noch merklich über das umliegende Gelände. So macht die Stelle schon rein geographisch in urgeschichtlicher Beziehung einen glaubhaften Eindruck. Die obere dünne Schicht ist magerer Humusboden, darunter liegen Sande. Der Kolonist ist immer darauf bedacht, durch bessere Böden seinen Acker zu verbessern, für Kunstdünger fehlen ihm meistens die Mittel. So fand Dirks beim „Wühlen", d. h. beim tieferen Umgraben des Bodens, um dungreichere, tiefere Schichten an die Oberfläche zu bringen, mitten im sandigen Boden ein humusreiches Stück in der Ausdehnung eines Körpergrabes, ungefähr von Westen nach Osten orientiert, das er bis auf den anstehenden Sand bis in eine Tiefe von etwa 1,50 m aushob und über seinen Acker ausbreitete. Ganz unten, so erklärte er, habe eine etwa 5—6 cm hellere Schicht durch die ganze Grube ausgebreitet gelegen, die er mit ausgehoben habe. Ob es Mergel, Knochenreste oder ähnliches gewesen sei, wußte er nicht anzugeben. Beim Ausbreiten der ausgehobenen Erdmasse habe er mit dem Spaten an einen gelblichen Gegenstand gestoßen. Er habe diesen aber für wertlos gehalten und liegen lassen. Einige Tage später habe sein Sohn damit gespielt; Dirks habe ihn noch einmal betrachtet und dann in den Glasschrank gestellt, aber er habe nicht gewußt, daß er aus Gold sei. Das sei etwa 1910 gewesen. Im Jahre 1919 sei ein Aufkäufer (aber nicht der Händler Rück selbst) bei ihm gewesen, dem er die Scheibe zusammen mit einem kleinen Porzellangefäß für 3 M. verkauft habe. Weiter gab Dirks an, daß er die Wände der ausgehobenen Grube habe stehen lassen, seine Angaben sind also noch nachprüfbar."

Im März 1927 nahm Herr Direktor Zylmann die Nachprüfung vor und berichtet darüber unter dem 23. März 1927 folgendes: „Gestern nachmittag habe ich auf dem Grundstück des Kolonisten Vitus Dirks in Moordorf eine Nachgrabung an der Stelle vorgenommen, wo er die Sonnenscheibe gefunden haben wollte. Er gab damals an, daß er beim Graben auf eine Stelle gestoßen sei, die tief in den Boden hinein aus humusreicher Erde bestanden habe, im Gegensatz zu dem umliegenden Erdreich, das gleich unter der Ackerkrume aus gelbem Sandboden bestehe. Der Humus sei etwa 1,50 m tief in den Boden hineingegangen. Unten, in einer dünnen hellen Schicht, habe er die Scheibe gefunden. Durch genaue Nachfrage konnte ich noch feststellen, daß die fragliche, an sich schon über die Umgebung sich erhebende Stelle von einem mehrere Meter im Durchmesser und vielleicht 3/4 m hohen Hügel überwölbt gewesen sei. Mit den oberen Schichten der flachen Anhöhe habe er auch den Hügel abgetragen. Ferner gab er noch an, daß er beim Entleeren der Grube die unteren Teile der Wände großenteils habe stehenlassen. Nach kurzem Suchen stieß ich auf die betreffende Stelle, die sich durch Mischboden von der umschließenden Geesterde anfangs unregelmäßig, in der Tiefe aber scharf abhob. Ich legte die ganze Stelle sorgfältig frei und stellte eine Grube von unten 57 cm Breite und 2,30 m Länge fest. Richtung Ost-West. Die Längsseiten waren unten tadellos erhalten, die Schmalseiten etwas verwischt, wodurch das Grab größer erscheint als es ursprünglich eigentlich gewesen ist. Die Länge mag 1,80 bis 2 m betragen haben. Die Sohle erreichte ich bereits bei 3/4 m Tiefe. Dirks hatte seinerzeit angegeben, daß die Grube etwa 1,50 m tief gewesen sei. Die beiden Angaben stehen nicht im Widerspruch zueinander, da Dirks die Fläche stark abgetragen hat. Ich habe die gut erhaltenen Teile der Wände sorgfältig geschont und die Grube selbst wieder aufgefüllt."

auszugsweiser Abdruck des Artikels "Die Goldscheibe von Moordorf bei Aurich mit ihren britischen und nordischen Parallelen" aus IPEK, Jahrbuch für prähistorische & ethnographische Kunst, Jahrgang 1931, Berlin (Klinkhardt & Biermann) 1931

Huld als gepflegtes Gesittungsgut

Der ursprüngliche Huldbegriff, für den die Germanen in der Übergangszeit nach der Bekehrung verschiedene Ausdrücke besaßen, umfaßte:

1. den Machtunterschied der Beteiligten;
2. die gegenseitige Achtung, das Vertrauen und die Wahrung de. Ehre;
3. die Freiwilligkeit der Bindung;
4. die Ausdauer der Bindung, Bewährung in Treue.

Ob eine Stammesverfassung von außen gesehen mehr als Königsherrschaft oder als Volksherrschaft erschien, war den Germanen unwesentlich. Der allen gemeinsame Zug war das Bestreben, Macht und Kräfte im Gleichgewicht zu halten, dem Starken mehr Lasten und Pflichten auf die Schultern zu legen und dem Schwächeren seinen Teil zu gönnen. Und über allem stand, **die Tatsache der menschlichen Verschiedenheit bedingslos zu bejahen,** ja tätig zu steigern.

Im Gegensatz zur Willkürherrschaft hat sich in der Huldschaftsordnung der alttierische Grundsatz der Hackordnung erhalten, wonach **nur der wirklich Überlegene** Führungsrecht hat, aber nicht der launische Unterdrücker oder listige Schleicher und Ausbeuter. - Körperliche Leistung wurde hochgeschätzt, Geisteskraft noch mehr und Wesensmacht am höchsten. Wer in allen Richtungen an der Spitze stand, genoß auch das meiste Ansehen. Je größer die Gruppe, desto höhere Anforderungen wurden an den gewählten Führer gestellt. Wenn ein König versagte, wurde er verjagt oder aufgehängt. Auch dies war ein Zug der uralten Hackordnung.

Die Machtstellung in einer Huldgemeinschaft konnte wohl durch Herkommen, Ruf, Stellung oder Besitz beginnen. Den Ausschlag gab auf die Dauer immer die persönliche Bewährung. Ein Schwachsinniger konnte ein vorzüglicher Gänsehirt für seine gefiederten Schützlinge sein, aber an einen Huldherrn über Menschen wurden höhere Anforderungen gestellt. Vor allem mußte er die Gabe der S e l b s t s i c h t besitzen, wie sie Egon von Wulffen als Anlage zur „sozialen Gerechtigkeit" bezeichnet und aufgezeigt hat.

Die Veranlagung „zur sozialen Gerechtigkeit" hängt offensichtlich nicht mit der verstandlichen Begabung, der Fähigkeit zum folgerichtigen Denken und der Urteilskraft zusammen. Es gibt Menschen, die trotz bescheidener geistiger Veranlagung das Empfinden für soziale Gerechtigkeit in reiner Form besitzen, und es gibt andere von hoher Denkfähigkeit, die keine Veranlagung zur sozialen Gerechtigkeit zeigen. Wir werden noch darauf zurückkommen, daß die Vertreter hoher menschlicher Denkfähigkeit, wie die Erfinder und Planer der Kernkraftnutzung zu friedlichen und kriegerischen Zwecken sowie die Schöpfer der Raumfahrt, bisher noch nicht die Gabe der Selbstsicht gezeigt haben.

Huld vermag nicht nur die größten Rassenunterschiede zu überbrücken, sondern auch die Scheide zwischen Mensch und Tier. So wie sich die Festigkeit der Huldbindung bei den Schwarzen Lettow-Vorbecks zeigte,

die nach drei Jahren schwerer Kämpfe, Entbehrungen und Ausfälle zu ihm sagen konnten: „Wir bleiben bei euch - bis wir alle fallen", so hat Annette v. Droste-Hülshoff die Huldbindung zwischen Mensch und Tier bis über den Tod hinaus richtig erkannt und in ihrem Gedicht „Instinkt" und anderenorts treffend geschildert. - Die huldhafte Haltung befähigte die englische Zoologin Jane Goodall-van Lawick, unbewaffnet unter die wilden Schimpansen im Urwald von Kenia zu gehen, die ihren Mut und ihr Vertrauen mit Vertrauen und Achtung erwiderten. Ihr Urteil faßte sie in die Worte zusammen: „Wild chimpanzees are gentle" - aber nur, solange sie in voller Freiheit leben können und nicht hinter Gitterstäben gezwungen sind, menschliche Verstandesmacht grollend anerkennen zu müssen. Mit „Chimpanzees behind bars are morose" kennzeichnet Jane Goodall den Unterschied der gefangenen, erwachsenen Schimpansen gegenüber denen in der Freiheit.

Unzweifelhaft gehörten die Erfinder und Entwickler der Kernkraftwaffen und neuzeitlichen Physik, wie Albert Einstein, Robert Oppenheimer, Edvard Teller, Enrico Fermi, Bruno Pontecorvo, David Lilienthal, Alexander Weißberg, Georg Placzek, Niels Bohr, Otto Hahn, Denker wie Pasqual Jordan, Martin Buber und Karl Jaspers, Politiker wie Ilja Ehrenburg und Sefton Delmer, Propheten bzw. Futurologen wie Herman Kahn zu den Spitzenbegabten menschlicher Denkfähigkeit.

- Der große Lehrer der Väter der Atombombe, Prof. Dr. Max Born, schrieb, es sei ja schön, kluge Schüler gehabt zu haben. Es wäre besser gewesen, sie hätten mehr Weisheit besessen. Ihm selbst erging es aber nicht anders. Weisheit gibt es eben nur mit dem nüchternen Blick auf die eigenen Süchte und Ängste, und zwar vor der Klippe, nicht erst hinterher. Die fehlte ihnen ebenso wie der Mut zur Wahrhaftigkeit. Nansen besaß, was jenen fehlte. Er durchquerte Grönland als erster lebender Mensch zu Fuß. Er fuhr gen Pol. Er rettete sein Vaterland vor dem Bruderkrieg mit Schweden; er rettete es vor der tödlichen Blockade im ersten Weltkrieg. Er rettete achtzigtausend Angehörige der Wrangel-Armee vor dem Untergang, vierhunderttausend Deutsche aus den Gefangenenlagern in Sibirien, achthunderttausend Griechen vor der Vernichtung nach der Austreibung aus der Türkei, sechzehn Millionen Russen und Ukrainer vom Hungertode. - Nansen war der größte Wohltäter aller geschichtlich bekannten Zeiten. Er hatte keine staatliche Machtstellung, keine Titel, hatte keine Kirche, keine Partei, keine Freimaurerloge oder irgendeine Wirtschaftsmacht hinter sich als Rückendeckung, aber er war der Huldherr, wie ihn Erik Werenskiöld nach seinem Tode beschrieb: „Er besaß in vollem Maße die Eigenschaften, die wir mit Helden verbinden: Mut, Ehrlichkeit, Gerechtigkeitsgefühl, ein warmes Herz, Hilfsbereitschaft, Rücksichtnahme, Selbstbeherrschung und ein sicheres Taktgefühl. Keine persönliche Eitelkeit, keine Rücksicht auf eigenen Vorteil trübte jemals sein Urteil."

Diese wenigen Beispiele dürften genügen, um verständlich zu machen, daß hoher Verstand zwar zu Willkürherrschaft und Ausbeutung, ja zu Verbrechen größten Ausmaßes befähigt, aber ohne Huld nicht zu Vernunft und Weisheit im Umgang mit weltbestimmenden Kräften ausreicht.

(aus Henning Fikentscher, Die Huld, ein vergessenes Band menschlicher Gemeinschaft, als HAndschrift gedruckt, Osnabrück o.J.)

DIE KLUGEN UND DIE STARKEN

Zwei Zitate

Untergeordnet oder auch nur angeglichen hat sich Walther Rathenau sicher nicht, wie die Liste seiner Artikel, die er für die «Zukunft» in jener Zeit schrieb, zur Genüge beweist.[66] Obwohl er mit seinen *Impressionen* Anstoß erregt und Feindschaft eingehandelt hatte, so dachte er, wenigstens damals, nicht im entferntesten daran, seinen Ideen abzuschwören. Im Gegenteil, sein Bestreben scheint darauf ausgerichtet gewesen zu sein, den provokativen Thesen in *Höre Israel* mit einer neuen Theorie Profil zu geben. Der Artikel *Von Schwachheit, Furcht und Zweck – Ein Beitrag zur Erkenntnis menschlichen Wesens*, der in Nr. 49/1904 der «Zukunft» erschien, war als die «Untermauerung» seiner Ansichten vom Jahre 1897 zu betrachten.

Wie *Höre Israel* alles andere als das Produkt einer Laune war, so auch dieser neue Artikel vom Jahre 1904, den er, wie die meisten Beiträge in der «Zukunft» in den Jahren 1903 bis 1908, mit dem Pseudonym Ernst Reinhart zeichnete. Doch merkwürdigerweise gab er sich in einem langen Schreiben an den Dichter Frank Wedekind, den Rathenau sehr verehrte, als Autor zu erkennen, allerdings ohne besonders darauf hinzuweisen. Aber die in diesem Brief (Nr. 22 vom 21. November 1904) entwickelten Theorien deckten sich mit denen seines Beitrags in der «Zukunft», und da diese Zeitschrift jeder las, war das Geheimnis eigentlich gelüftet:

...Der Grundgedanke. Wenn ich das erste und letzte meiner Bekenntnisse zusammenfassen soll, so ist es dies: Nicht Tugend und Laster, nicht Geist und Ungeist, nicht Wille und Trägheit, nicht Leidenschaft und Phlegma – kurz k e i n e s der je erwogenen philosophischen Prinzipien entscheidet das innerste Wesen und den tiefsten Kern der menschlichen Natur, sondern lediglich das eine: Mut und Furcht.

Diese Trennungslinie geht durch die ganze belebte Schöpfung. Es gibt angreifende Tiere und flüchtende Tiere. Und alle Pflanzen, des bin ich sicher, sind Furchtwesen. Vielleicht (eine gleichgültige und rationalistisch seichte These) waren die Vorfahren der Furchtmenschen pflanzenfressende, die andern fleischfressende Geschöpfe...

Der Starke hat in dieser Welt nichts mehr zu schaffen. Käme Herkules und Ajax wieder, so fänden sie ihr Brot nur noch als Athleten. Thersites aber, und allenfalls Ulyß, spreizten sich als hundertfache Millionäre...

Die wahre Macht halten die klugen Emporkömmlinge. Vanderbilt, Rockefeller, Carnegie, Krupp sind Könige und das Schicksal unserer Zeit. Kein Xerxes und Attila ist so angebetet worden und hat so effektive Macht besessen... Wer hat den Transvaalkrieg geführt? Lombardstreet. Wer führt den Japanerkrieg[67]? Lombardstreet und Wallstreet...

Zweckfreie Völker [also «Mut-Völker»] *gibt es nicht mehr. Die besten sind noch: Schweden, Angelsachsen, Holsteiner, Friesen, Franken, Alemannen...* Im gleichen Brief schrieb er über die *Furchtmen-*

schen, die hätten *die Kunst ... erfunden, aber nicht zur Erhabenheit geführt: Zweckmenschenkunst ist die assyrische, die byzantinische, die arabische, die französische. (Die Neolatiner sind die Typen der Zweckmenschen. Denken Sie: Rumänen, Argentinier, Süditaliener! Die Franzosen sind es ganz seit der Revolution, die den fränkisch-germanischen Adel vernichtet und den keltischen Pöbel erhoben hat.) ...*

Rathenau glaubte also zwei «Urrassen» der Menschheit zu erkennen: die «Mut-Menschen» und die «Furcht-Menschen». Der «Mut-Mensch» war für ihn der *unbekümmert seelenhafte, intuitive, zweckfreie, dessen Tun uninteressiert aus unbewußten und gedanklich nicht zu fassenden Motiven hervorgeht* (Federn-Kohlhaas, S. 58), der «Furcht-Mensch» war für ihn *intellektuell zweckhaft, verstandesmäßig bestimmt und seelenfern* (ebd.). Er könne sich zwar amüsieren, aber nicht freuen, seine Genüsse seien *niederer Art, sein Leben sorgenvoll ... belastet.* Während die Mut-Völker angeblich nur den Mut werteten, priesen die Furcht-Völker als höchste Tugend die Barmherzigkeit.

Seine Kritiker – Artikel in der «Zukunft» wurden in den Zeitungen wie Bücher besprochen – erkannten bald, daß der Autor «Ernst Reinhart» bei anderen Schriftstellern Anleihen aufgenommen hatte. Tatsächlich hatten bei diesen schon damals wissenschaftlich unhaltbaren Theorien die Rassentheoretiker Graf Gobineau (1816–82)[68] und der Deutsch-Engländer Houston Stewart Chamberlain (1855 bis 1927) und ferner Marx und Engels mit ihrem «Kommunistischen Manifest» Pate gestanden. Dort heißt es: «Die Geschichte aller bisherigen Gesellschaft ist die Geschichte von Klassenkämpfen.» Rathenau schrieb: *Alle Geschichte ist ein Kampf der Klugen gegen die Starken. Wo die Starken auftraten, da wurden sie Herrscher, und wo sie herrschten, da mußten sie langsam, unmerklich und unausbleiblich der Maulwurfsarbeit ihrer schwachen und klugen Hörigen erliegen. Zähigkeit, schmachvolle Geduld, stets neuerlich erzeugende Überzahl auf seiten der Schwachen, Herrscherkraft, Zusammengehörigkeit, Adelsgefühl und Erblichkeit der Tradition war die Rüstung der Starken. Wo die Starken herrschen, da gilt Disziplin, Tüchtigkeit und Unkultur, wo die Schwachen regieren, wuchert Schwätzer- und Tribunenherrschaft, Korruption und Genußsucht. Das Regiment der Starken stürzt, sobald es den Unterdrückten gelungen ist, die Atmosphäre des Geistes mit ihrem Rauch zu erfüllen.* (In *Reflexionen,* S. 20.)

(aus Harry Wilde, Walter Rathenau, ro ro ro, rm 180)





RAUBEN, EROBERN, ERPRESSEN: WIKINGERZÜGE



Wikinger auf dem Wege nach England (englische Handschrift, 11. Jh.) · Vikinger på vej til England (engelsk håndskrift, 11. årh.)

Das Bild, das aus einer mittelalterlichen Handschrift des 11. Jahrhunderts stammt, soll die Landung dänischer Wikinger in England im Jahre 866 darstellen. Es illustriert den typischen Ablauf wikingischer Überfälle: Die Wikinger organisierten sich in Flottenverbänden und strandeten mit ihren flachen Schiffen am Ufer, so daß die Krieger sich mit einem Sprung in das Kampfgeschehen stürzen konnten.

Bereits am 8. Juni 793 – so wird es uns in der Angelsächsischen Chronik überliefert – fiel der „wilde Sturm der Heiden plündernd, mordend über das Haus Gottes in Lindisfarne" her. Mönche aus dem Kloster Iona in Schottland hatten sich auf der kleinen Insel Lindisfarne im Jahre 634 niedergelassen, auf der heiligen Insel, die ungeschützt vor dem nördlichen Teil der Ostküste Britanniens (Northumbria) liegt. Alles, was sie aufgebaut hatten, wurde an einem Tag zerstört, das, was sie an Schätzen und Vorräten gesammelt hatten, geraubt, das menschliche Leben der Insel ausgelöscht. Der Überraschungsangriff vermutlich

norwegischer Wikinger gilt als Auftakt zum ‚Zeitalter der Wikinger', die in den Quellen der Opfer als Plage und Bedrohung dargestellt werden und fast über drei Jahrhunderte hinweg ihren Stempel auf das tägliche Leben der betroffenen Regionen drückten.

Die Wikingerzüge umspannten sämtliche Küsten Europas, sie erreichten die Inseln des Nordatlantiks, die Färöer, Island und Grönland, ja sogar die Küste Amerikas, führten über die Flüsse durch die Weiten Rußlands bis an das Kaspische und Schwarze Meer und weiter über Byzanz bis nach Bagdad. Ihre Anwesenheit hinterließ Spuren auf dem Löwen in Venedig, und ein verwegener Nordmann ritzte zur Erinnerung seiner Anwesenheit seinen Namen in den Marmor der Empore der Hagia Sophia in Konstantinopel.

Dabei handelte es sich bei den Wikingerzügen nicht nur um solche blutigen, eher privaten und mehr oder minder umfangreichen Pirateríen wie in Lindisfarne, sondern auch um politisch motivierte Kriegszüge. Die bedeutendsten Unternehmungen besaßen den Charakter von Eroberungszügen, deren Ziel nicht nur zuletzt Kolonisation war.

Das Warum für die Expansion der Wikinger kann nicht eindeutig beantwortet werden. Der bekannte dänische Historiker Johannes Bröndsted schreibt: „Ich denke an die Sinnesart der Wikinger, wie sie nun einmal war, Stolz, Freude an Taten, Wagemut, Verlangen nach Kampf und Ruhm, Freude am Wettbewerb, Raubgier, Todesverachtung." – Klischee? Noch heute werden die Charaktereigenschaften neben Ursachen wie Überbevölkerung (immer gemessen an einer angemessenen Nahrungsversorgung), gesellschaftlichen Strukturen, in denen das Erbrecht dem Ältesten das gesamte väterliche Land übertrug, und inneren Streitigkeiten, bei denen es um die Macht und den Ausbau zentralisierter königlicher Herrschaft ging, als Teil der Erklärungsmuster geliefert.

Das Interesse der norwegischen ‚Piraten' verlagerte sich nach dem Überfall auf Lindisfarne auf nördlichere und westlich gelegene Ziele der schottischen Inseln und Küste. Parallel begannen die ersten Siedlungsphasen auf den Orkneys, Shetlands und Hebriden. Die dortigen Niederlassungen dienten als Ausfalltor der Vorstöße nach Schottland und Irland. Zunächst war nur die irische Küste betroffen. Gegen die massiven Vorstöße der Norweger über die Flüsse immer weiter ins Landesinnere wehrten sich die Iren. Sie bauten konische Rundtürme, die mit ihren Glocken die bedrohten Menschen beim Nahen der unverkennbaren Schiffe warnten und als Zufluchtstätte dienten. Trotzdem setzten sich die Norweger fest und bauten ihre Küstenstützpunkte der ersten Raubzüge zu festen Niederlassungen aus, in denen Handel und Handwerk florierte. Dubh-Linn am Schwarzen Weiher war der erste feste Stützpunkt dieser Art. Erst die anglo-normannische Eroberung im 12. Jahrhundert setzte dem skandinavischen, inzwischen christlichen Leben ein Ende.

In England zeigten die Dänen mit ihren Expansionsbestrebungen Erfolg. Es gab hier, wie die Angelsächsische Chronik berichtet, schon Angriffe größeren Stils. In der Literatur findet man Angaben von 350 Drachenschiffen. Die Vorstellung einer so großen Zahl der langen schmalen Schiffe ist durchaus beeindruckend, für die Leidtragenden damals war sie wohl eher erschreckend. Tiefgreifende Folgen hatte die Landung der drei „großen heidnischen Heere" in Ostanglia 866, die auf dem Bild dargestellt ist. Welche Größe dieses Heer hatte, wird in den Quellen nicht erwähnt. Es beherrschte bereits nach 870 den größten Teil Ostenglands. Den Wendepunkt im Verhältnis der Wikinger zu England markiert die Teilung des Heeres vier Jahre später. Der eine Heerführer teilte „das Land der Northumbrier auf, und seine Gefolgschaft begann Ackerbau zu treiben und für den eigenen Unterhalt zu sorgen", mit Sicherheit nicht ohne den Widerstand der Bevölkerung gebrochen zu haben. Der Rest des Heeres ging unter der Führung dreier Häuptlinge nach Cambridge, um von dort aus seine Raubzüge durchzuführen. Der englische König Alfred, Herrscher über Wessex, konnte sich mit seinem Heer immerhin soweit erwehren, daß es zu einem richtigen Vertrag kam, der das Gebiet der Dänen, das sogenannte Danelag, fest abgrenzte: Nördlich von der Themse quer durch England verlief die Grenze und endete südlich von Chester an der Westküste.

Aber die Engländer mußten noch eine zweite Raubphase der Wikinger ertragen, die ihren Höhepunkt am Ende des 10. Jahrhunderts erreichte. Im Jahre 980 wurden Southhampton, Thanet und Creshire angegriffen, London fiel einem Brand zum Opfer, und häufig genug wurde der Frieden durch Zahlung des „Danegeldes" erkauft. England war wohlhabend.

Werfen wir einen kurzen Blick auf Schleswig-Holstein, denn was läge näher als räuberische Übergriffe gerade hier, wo die Grenze nahezu Haustürcharakter hatte! Eben nicht zu jener Zeit! Das Land südlich des dänischen Einflußbereiches war für Raubzüge uninteressant: Es war öde und ohne begehrenswerte Reichtümer; im Südosten lebten die Slawen, im Südwesten die Sachsen, die von Karl dem Großen nach einem 32jährigen Krieg im Jahre 804 gewaltsam in das fränkische Reich eingegliedert worden waren.

Von historischem Interesse ist in unseren Breitengraden dagegen die Entwicklung der Handelssiedlung Haithabu. Der dänische König Godfred soll den Fränkischen Reichsannalen zufolge im Jahre 804 die slawische Stadt Rerik zerstört und die dortigen Händler zwangsweise an die Schlei umgesiedelt haben. – Typisch wikingisch oder nur übliche Vorgehensweise in einer anderen Zeit? Auch Karl der Große war nicht zimperlich, wenn es um einträgliche Herrschaftsansprüche ging!

Die Bedeutung der stetig wachsenden Siedlung Haithabu erwuchs aus der äußerst günstigen geographischen Lage als Verbindung zwischen Ost- und Nordsee. Die Herrschaft über sie versprach Einnahmen aus einem blühenden Handel. Grund genug für den schwedischen König Olav, sich im passenden Augenblick Haithabu einzuverleiben und Kapital aus dem händlerischen Treiben zu schlagen. Sein Sohn mußte sich allerdings 934 dem fränkischen König unterwerfen, ein Ereignis, das auf den Handel und den Gewinn der Kaufleute keine Auswirkungen hatte. Erst im 10. Jh. begann der Abstieg. Nachdem Harald Hardrade, für eine Weile König von Norwegen, mit seinen Leuten die Stadt 1050 niedergebrannt hatte und elf Jahre später die Slawen hier plünderten, verlosch ihr Handelsstern am Wikingerhimmel.

Das Element der Wikinger war das Meer. Kein Wunder, daß die friesische Küste mehr den Eroberungsgelüsten der Wikinger entsprach. Hier konnten sie ihre entscheidende Überlegenheit zu See ausspielen, die in den großen Flotten ihrer schnellen und geräumigen für den Transport von Landkriegern, sogar von Pferden, geeigneten Schiffe lag, in ihrer Fähigkeit, einer gewandten und beweglichen Navigation und in dem Überraschungsangriff, dem selbst die Versuche eines von den fränkischen Königen eingerichteten Küstenschutzes vom Lande aus nicht gewachsen waren. Das Schutzbedürfnis der Wikinger dagegen war gering. Auf der Abbildung erkennt man die Kappen, die die Krieger gewöhnlich trugen, statt der bereits bekannten und vom Gegner verwandten Helme. Ihr einziger Schutz bestand aus den Schilden, die sogar an den Seiten der Schiffe zur Abwehr gegnerischer Pfeilhagel angebracht waren. Zur Eröffnung des Kampfes benutzten die Wikinger Pfeil, Bogen und Speer, um sich dann mit dem zweischneidigen Langschwert und der Streitaxt auf den Gegner zu stürzen.

Mit Begriffen wie ‚Heuschreckenschwärme' und ‚Plage' wurden die Wikinger von den Chronisten der Klöster belegt – verständlicherweise: Die gehorteten Reichtümer der Klöster waren neben denen der Adligen und Städte begehrtes Ziel der wikingischen Unternehmungen. Für den gemeinen Mann und den abhängigen Bauern mögen die erlittene Gewalt und Tributerhebungen nur ein weiterer grober Baustein in einem mühevollen und ständigen Repressionen ausgesetzten Leben gewesen sein. Allerdings wurde von der historischen Forschung bisher nicht genau geklärt, welche Bevölkerungsgruppen von den Räubereien genau betroffen waren. Der französische Historiker Georges Duby stellt die These auf, daß die Wikingerzüge sogar einen wirtschaftlichen Aufschwung zur Folge hatten, da die gehorteten Reichtümer in Umlauf kamen und sich positiv auf den Handel und das Gewerbe auswirkten. Wikingerzüge als innovatorische Kraft? Eine spannende Frage! Die Übergriffe auf die fränkische Bevölkerung begannen mit besagtem Godfred, der als erster aus politischen Gründen, nämlich zur Schwächung Karls des Großen, nach Friesland eindrang. Dieser erste Heerzug bestand aus 200 Schiffen; mehr sollten folgen: Im Jahre 845 wurde Hamburg Opfer einer dänischen Unternehmung, bestehend aus 600 Schiffen. Dazu kamen die kleineren, sozusagen von den Privatiers durchgeführten Plünderungszüge. Da der Küstenschutz aufgrund seiner Schwerfälligkeit versagte, versuchte man es mit Flußsperren, die aber auch nur mäßigen Erfolg erzielten. Die Wikinger setzten sich fest. Fast sieben Jahre belagerten sie in den 60er Jahren des 9. Jh. von der Seine-Insel Jeufosse aus Paris. Der fränkische König heuerte für 5000 Pfd. Silber einen Wikingerhäuptling an, der die Belagerer vertreiben sollte. Ein endgültiger Erfolg war dieser Methode auch nicht beschieden, denn 878 tauchte ein weiteres großes Heer auf und plünderte, mordete und erhob 13 Jahre lang Tribute in dem nördlichen Raum von Paris, bis Pest und Hungersnot einen großen Teil zurück an die englische Küste trieben. Die Zurückgebliebenen führten ein Leben im Zwischenstadium von Räubern und Kolonisten. Sie erpreßten von den Bauern das Lebensnotwendige und begannen, auf der Grundlage dieser Beute selber Ackerbau und Viehzucht zu betreiben. Der Mittelpunkt des betroffenen Gebietes war Rouen. Hier etablierte der Wikinger Rollo seine Herrschaft, und als er nach seiner Taufe im Jahre 911 vom fränkischen König in der Hoffnung auf einen stabilen Frieden mit der Normandie belehnt wurde, handelte es sich nur noch um einen Akt der Legalisierung bereits bestehender Machtverhältnisse. Diese waren nicht mehr von einem wikingischen „Gleichheitsprinzip" geprägt, sondern spiegelten bereits die feudalen Herrschaftsstrukturen des fränkischen Reiches wider.

Dagegen zeigten die norwegischen Wikinger, die sich in der Loiremündung auf der Insel Noirmoutier festgesetzt hatten, weniger Anpassungsvermögen. Ihr Element blieben die Raubzüge in das Landesinnere, aber auch Unternehmungen in Richtung Süden. Im Jahr 859 zog ein Heer mit 64 Schiffen entlang der Atlantikküste in Richtung Mittelmeer, verheerte Spaniens Küste dort, wo die Krieger sich Gewinn erhofften, brandschatzte Lissabon und passierte die Straße von Gibraltar, um von dort einen Vorstoß an die nordafrikanische Küste zu wagen. Das Winterquartier wurde im Rhonedelta bezogen, das als Ausgangspunkt für Plünderungen von Nimes, Arles und Valence diente. Die Franken konnten sie endlich abwehren, aber zum Leidwesen der Italiener nicht vernichten: Pisa und Luna, das die wikingischen Horden für Rom gehalten haben sollen, wurden Opfer. Drei Jahre später kehrten die Reste dieser wikingischen „Expedition" zurück an die Loire. Es gab in den Jahren um 966 weitere Aktionen in den Süden, doch blieb das westliche Mittelmeer von Raubzügen dieser Art weitgehend verschont.

Könnte es ein, daß es für die rauhen Krieger dort zu warm war? Auf jeden Fall nicht allen, denn, ihren kämpferischen Wagemut kennend, bediente sich der byzantinische Kaiser wikingischer Söldner, um sein Heer zu stärken. Und ein bereits in der Normandie akklimatisierter Wikinger gründete gar das Königreich Sizilien!

Nase im Napf

Das Friisk, Sprache der Nordfriesen, stirbt aus. Hilfe erhofft sich die Minderheit vom Europarat und von Björn Engholms Kieler Landesregierung.



Nicht ohne Grund gilt Keitum als das schönste Dorf in Nordfriesland . . .

Es geht ums Überleben", sagt Jakob Tholund, 60, und deshalb könnten sich seine Landsleute große Zurückhaltung nicht mehr leisten. Den Gymnasialdirektor in Wyk auf Föhr schmerzt besonders, daß seine Stammesbrüder nicht mehr so sprechen, wie ihnen der Schnabel gewachsen ist.

Wenn 100 Nordfriesen zusammensitzen, klagt Tholund, und es „stößt einer dazu, der nur Hochdeutsch kann, dann sprechen die 100 ebenfalls Hochdeutsch – aus lauter Höflichkeit". Damit müsse nun Schluß sein, fordert der Vorsitzende der Sektion Nordfriesland im überregionalen Friesenrat, denn seine Sprache stehe „vor dem Kollaps".

Vom Untergang bedroht ist Friisk, das Idiom der Nordfriesen. Sie sind, außer den Sorben in der DDR, die einzige bodenständige Sprachminderheit auf deutschem Boden – und sogar in ihrer engeren Heimat eine Minorität: Rund 150 000 Menschen bevölkern den Kreis Nordfriesland zwischen dänischer Grenze und Eider samt vorgelagerten Eilanden sowie Helgoland, lediglich 60 000 sind gebürtige Friesen, 25 000 verstehen noch ihre Sprache, und nur rund 10 000 sprechen sie auch (siehe Graphik Seite 74).

Dabei wird in den Schulen des Sprachgebiets fast durchweg Friesisch-Unterricht angeboten. Seit 25 Jahren bemüht sich ein Nordfriisk Instituut in Bredstedt, das unter anderem von Land und Kreis finanziert wird, um den Erhalt der Sprache und Kultur. An der Kieler Uni gibt es seit 1978, an der Pädagogischen Hochschule in Flensburg seit letztem Herbst einen Lehrstuhl für Friesisch – die beiden Professoren, Bo Sjölin und Nils Århammar, kommen aus Schweden. Und die Friisken erfreuen sich auch in der Landeshauptstadt Kiel besonderen Wohlwollens, seit die Sozialdemokraten dort das Sagen haben.

Ministerpräsident Björn Engholm, 49, versprach bei seinem Regierungsantritt vor elf Monaten, er werde für die „Bewahrung friesischer Kultur" einstehen. Ein Landesbeauftragter kümmert sich neuerdings nicht nur um die dänische Minderheit im Lande, sondern auch um die Friesen. Und der Landtag hat, unter Führung der sozialdemokratischen Parlamentspräsidentin Lianne Paulina-Mürl, 44, ein besonderes Friesengremium eingesetzt.

Doch mit dem Staat wollten die Nordfriesen nie viel zu tun haben. Sie hatten sich, aus dem Küstenraum der südlichen Nordsee zugewandert, zur Karolingerzeit im heutigen Nordwestzipfel Schleswig-Holsteins niedergelassen. „Distanzierung gegenüber jeder Obrigkeit", sagt der Niebüller Gymnasiallehrer Ingwer Nommensen, 33, Vertreter der Bundesrepublik im Europäischen Büro für weniger verbreitete Sprachen, sei friesentypisch. Und der Nordfriesen-Historiker Thomas Steensen, 37, einer der beiden Leiter des Nordfriisk Instituuts, konstatiert, daß den Friesen „der Staatsgedanke" überhaupt immer „fremd war".



Nordfriese Tholund
„Vor dem Kollaps"

Sie haben nie einen eigenen Staat gegründet und verwalteten sich lieber in zwanglosen bäuerlichen „Landschaften". Leibeigene kannte die friesische Freiheit nicht, die jeweiligen Landesherren hielt man sich, so gut es ging, vom Leibe. Der friesische Volksheld, der Sylter Fischersmann Pidder Lüng, ist bezeichnenderweise eine Art Steuerhinterzieher: In sagenhafter Zeit tunkte Pidder den Amtmann von Tondern, der Abgaben eintreiben wollte, mit der Nase so lange in den Grünkohlnapf, bis der Mann keinen Mucks mehr machte.

Strittig ist allerdings, ob der Rebell nicht auch aus anderen friesentypischen Motiven handelte. Denn außer einem „gewissen Starrsinn" (Steensen) werden den Küstenmenschen – ob nun Koog- oder Halligbauer, Zimmerwirt oder Strandkorbvermieter auf Sylt oder Amrum – auch Sparsamkeit und „nüchterner Erwerbssinn" (Tholund) nachgesagt.

Unter den Nordfriesen, seit 1864 erst Preußenkönigskinder, dann deutsche Staatsbürger, ist sogar umstritten, ob sie überhaupt Deutsche sind. Der „Nordfriesische Verein für Heimatkunde und Heimatliebe" (etwa 4000 Mitglieder) stellte zwar bereits 1926 fest: „Nordfriesen sind deutschgesinnt" und keine „nationale Minderheit". Die kleinere „Foriining for nationale Friiske", deren rund 800 Mitglieder politisch mit dem Südschleswigschen Wählerverband (SSW), der Partei der dänischen Minderheit, sympathisieren, beharrt dagegen darauf, daß die Friesen ein eigenständiges Volk seien.

Jedenfalls kam das Idiom der Freiheitskämpfer hinterm Deich wegen der Staatsabstinenz über Jahrhunderte kaum „über den Rang einer Haus- und Dorfsprache" (Steensen) hinaus. Die Bibel etwa wurde nicht ins Nordfriesische übersetzt. Friesische Texte sind rar, und Theodor Storm, mütterlicherseits Nordfriese, schrieb das Nationalepos vom „Schimmelreiter" und Deichgrafen Hauke Haien auf hochdeutsch.

Hinzu kommt, daß Nordfriesisch noch längst nicht gleich Nordfriesisch

ist. Die Kleinsprache, die wie Englisch, Niederländisch oder Deutsch zur westgermanischen Sprachengruppe gehört, besteht aus zwei Dialektgruppen mit insgesamt neun Hauptmundarten. Die Niebüller etwa schlafen – „slåipe" – im „beed", die Helgoländer „sleap" im „baad". Freude heißt je nach Gegend mal „fröide" oder „fröögels", mal „früger" oder „froid". Da brauchen die Nordfriesen denn schon „etwas Übung und guten Willen" (Steensen), um wenigstens untereinander klarzukommen.

Schwieriger wird es, wenn sich Unkundige an Übersetzungen wagen. Das bekam Jens Quedens, Vorsitzender des Heimatvereins „Öömrang Ferian" auf Amrum, zu spüren, als er auf Friesisch forderte, nicht länger dürfe jede besser bezahlte Stelle mit einem „bütjlunsen", einem „Auswärtigen", besetzt werden. Das Lokalblatt übersetzte unkorrekt, Quedens habe gegen „Ausländer" polemisiert, worauf sich in den Leserbriefspalten der Zorn nichtfriesischer Amrumer gegen die „Türken-raus-Mentalität" des „Erzfriesen" entlud.

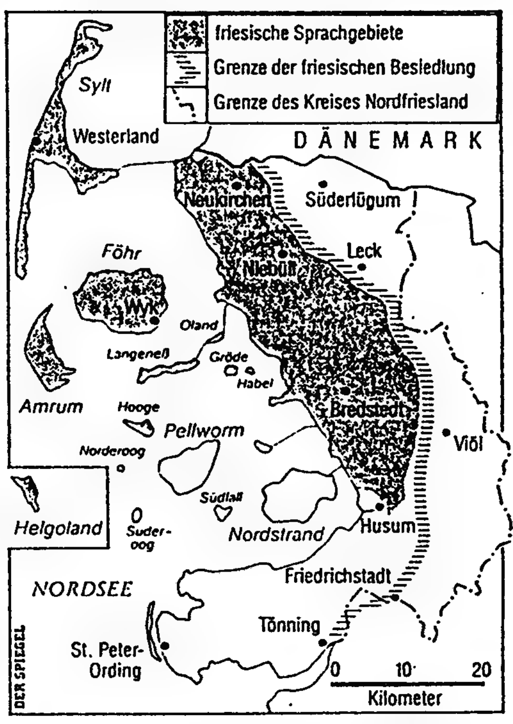
Beim Teepunsch geistert erzfriesisches Aufbegehren gegen Auswärtige bisweilen schon durch die gekachelten Friesenstuben. Auch Tholund meint, daß wenigstens die Beherrschung der friesischen Sprache bei der Auswahl von Stellenbewerbern „ein Gesichtspunkt sein sollte" – nicht nur dem todkranken Idiom zuliebe. Denn Arbeitsplatzmangel hat von jeher die Nordfriesen aus ihrer Heimat getrieben, sie verdingten sich als Seefahrer oder wanderten scharenweise nach Nordamerika aus.

Außer Landschaft und Stränden hat der Küstenstrich nicht viel zu bieten. Die meisten Nordfriesen leben deshalb vom Tourismus, was den Funktionären der Friesenvereine zunehmend Sorge bereitet: Sie beklagen neuerdings, mit Blick auf den Rush-hour-Smog von Sylt und den Hotel-Beton in Westerland, die „Ausbeutung und Zerstörung" der ganzen Region.

Die Vereinsfriesen wollen zwar ihre Landsleute nicht ums Geld der Touristen bringen. Aber weniger Fremde im Land sollten es in Zukunft schon sein. Am besten wäre es natürlich, meint Sektionschef Tholund, wenn „halb so viele Leute doppelt soviel Geld ausgeben".

Bescheidener sind andere Forderungen, etwa nach der Zulassung des Nordfriesischen in Gemeindeparlamenten überall dort, wo die Dorfpolitiker die Mundart zumindest verstehen können. Auch die Aufstellung zweisprachiger Ortstafeln steht auf dem Programm, wie sie in anderen mehrsprachigen Gegenden üblich ist, im italienischen Aosta-Tal etwa, im britischen Wales oder in der niederländischen Provinz Friesland. Ohnehin haben es die Westfriesen im Nachbarland besser als die vernachlässigten Brüder in Schleswig-Holstein, mit denen sie und die niedersächsischen Ostfriesen, deren Mundart so gut wie ausgestorben ist, im Friesenrat vereinigt sind: Westfriesisch, das von 350 000 Bewohnern der Provinz beherrscht wird, ist dort als zweite Sprache staatlich anerkannt.

Auch ein Friisk-„Lebensrecht im Äther" fordern die Nordfriesen: regelmäßige Rundfunksendungen, wie es sie zum Beispiel für türkische Arbeitnehmer gibt. Der Norddeutsche Rundfunk bietet seit Anfang April einmal wöchentlich eine Reihe „Friesisch für alle" an, mit der vor allem Kurgäste über heimisches Brauchtum aufgeklärt werden sollen. Doch „eine eigene Sendung in einer



Sprache, die nur ein paar tausend Leute sprechen", will der Kieler Funkhaus-Chef Michael Heiks „nicht machen".

Letzte Überlebenschancen für ihr Idiom erhoffen sich die Nordfriesen nun von Europa und Kiel. Im Europarat wird eine Charta für Sprachminderheiten beraten, in der neben den Basken und Bretonen, Roma und Sinti den Frisken Rechte verbrieft werden. Auch Engholms Landesregierung denkt daran, in einer „Kieler Erklärung" Rechte der Friesen festzuschreiben.

Einstweilen behelfen sich viele Nordfriesen auf die ihnen eigene zurückhaltende Weise. Wie Mitglieder eines Geheimbundes stecken sie sich einen winzigen Silberknopf, verkleinerte Nachbildung eines Filigranschmucks der alten Nordfriesen-Tracht, ins Revers und signalisieren damit: „Dü koost ma me frisk snaake" – „Du kannst mit mir Friesisch reden". ◆

Wilhelm Heintz:

Der Humor des Nordens

Das Wort „Humor" bleibt ein anschauliches Beispiel für einen charakteristischen Bedeutungswandel: es hat seine äußere Gestalt im romanischen Süden und Westen erhalten, während der germanische Norden jenem Begriff seinen tieferen Sinn gegeben hat, unter dem wir Nordländer nun Humor verstehen.

Im Lateinischen bedeutet „umor" (humor) schlechthin das Naß, die Feuchtigkeit, den Nahrungssaft. Das Französische nimmt in „humeur" noch die Bedeutung von Stimmung, Laune hinzu, — ist also noch weit entfernt von unserem Humor als einer heiteren Lebensanschauung. (Unsere Redewendung „Laune haben" bringt jenen westlerischen Gefühlsgehalt von „humeur" zum Ausdruck). Im italienisch-deutschen Wörterbuch von Rigutini-Bulle heißt es schließlich unter „umore": essere di buon, di cattivo umore, — guter oder schlechter Laune sein. Dann folgt der kennzeichnende Satz: „‚Humor' im Sinne des deutschen Humors erst seit neuester Zeit gebraucht".

Im germanischen Norden war es zuerst England, wo sich der Begriff Humor zu jener umfassenden Lebenshaltung allmählich vertiefte. „Humor" wächst über eine bloße Grillenhaftigkeit hinaus zu einer überlegenen Schalkhaftigkeit. Zwar spricht noch Shakespeare von „a humorous man" im Sinne eines temperamentvollen Gefühlsmenschen, macht sich gleichzeitig aber auch lustig über den Mißbrauch des neuen fremden Welschwortes, mit dessen Begriffsenge man im nordischen England nichts anzufangen wußte: das nichtverstandene Wörtchen wird als Modeschlagwort zum großen Unfug. In den „Lustigen Weibern von Windsor" spöttelt Shakespeare über die vergeblichen Bemühungen, Wortspiele französischer Manier in reines Englisch (!) zu übersetzen. Und so wird denn „Humor" in allerlei möglichen und unmöglichen Wendungen lächerlich gemacht, bis schließlich Page Nyms' „Humor"-Geschwätz kopfschüttelnd und voll Ekel zum Abschluß bringt: „Der Humor davon; ei! das ist mir ein Bursch, der unser Englisch aus allem Verstande herausschreckt!" („Lustige Weiber von Windsor": II. Aufzug, I. Auftritt.)

Zweifellos war Shakespeare, der große nordische Dichter und Weltweise, durch und durch Humorist! Kühl-sachlich beurteilte er den Lauf der Welt: Als nordischer Humorist sah er in seiner Weltweite und Weltoffenheit die Leichtsinnigen durchs Leben tändeln, die Schwerblütigen am Leben leiden, die Galligen über das Leben spötteln und die Weisen zum Leben lächeln; dazwischen dämmern die Lebensblinden dahin im satten Befriedigtsein. Eine solche allumfassende Lebensanschauung, solch ein Humor setzt voraus reife, untrüglich-scharfe, vorurteilslose Beobachtungsgabe, ist also Ausdruck eines reichen, vielseitigen Erlebnisses von tiefster Lebenseinsicht. Goethe hat einmal in seinen Gesprächen mit Eckermann über jenen einzigartigen Künder der dem Norden so eigentümlichen Weltschau gesagt: „Shakespeare . . . hat es nie auf Rührung abgesehen, er ist darüber erhaben, er spielt nur, Er kann verletzen und verwunden, aber nicht niederbeugen. Die Kraft seiner Poesie ist zu groß. Der Humor und die aus der Höhe reiner Objektivität fließende Ruhe und Parteilosigkeit halten alles im besten Gleichgewicht. Da ist keine scheinbare Vorliebe für irgendeinen einzelnen Charakter, kein Streben, solchen in unsere besondere Liebe zu bringen, nein, gleich einem Gott, hat er nur das Ganze im Auge, und die Tränen eines einzelnen lassen ihn in gleicher Ruhe". — Mit diesen Goethe-Worten ist alles Wesentliche über den Humor gesagt, wie er im Norden erst innere Gestalt gewonnen hat. Und dieser Humor erheitert und erquickt immer, indem er Scherz und Ernst in bunter Fülle innig miteinander zu lebenswahrer Ganzheit verschlingt. Nordischer Humor kennt keine Griesgrämigkeit, keine zitternde Hände und schwimmende Augen, — sondern sicher und einfach, mit Mut und Stärke, vielleicht etwas ritterlich und hart, tritt er uns entgegen. Wahrer Humor ist sieghafte Heiterkeit, weil der Humorist Sieger ist über die Widersprüche und Widerwärtigkeiten des Daseins!

Grimmig ist der Humor der altnordischen Edda, herb die Muse dieses unsterblichen Reckensanges, aber köstlich und erfrischend bleibt auch heute noch die Geschichte von Thors Brautfahrt:

Der Thursenkönig Thrym vom Geschlecht der grobklotzigen Riesen hat Thors Hammer geraubt und hält ihn zutiefst verborgen. Der listig-verschlagene Loki verrät Thor das Versteck des Hammers, den der Riese nur dann zurückgeben will, wenn — Thor ihm Freya als Gemahlin zuführt! Entrüstet weist Freya dieses tolle Ansinnen zurück und auf des klugen Lokis Rat beschließt endlich Thor voll Ingrimm, sich als künftige „Braut Freya" zu verkleiden und unter dieser Maske am Riesengeschlechte furchtbare Rache zu nehmen. In wunderlichem Aufzuge trifft die falsche Freya mit „weiblichem" Gefolge am Hofe des Thursenkönigs Thrym ein. Gewaltig zeigt sich die Eßlust und Trinkfestigkeit des derben Gottes:

Einen Ochsen aß er
und acht Lachse,
alles Backwerk,
gebracht den Frauen,
es trank da Thor
drei Tonnen Met.
Da sagte Thrym,
der Thursen König:
„Wo schautest du Bräute
schärfer beißen?
Nie sah ich Bräute
breiter beißen,
noch auch mehr Met
eine Maid trinken".

Ergötzlich sind die erklärenden Schelmworte der „gewitzten Magd“:

„Nichts aß Freya
acht Nächte lang;
so sehnte sie sich
nach dem Saale Thryms“.

und

„Nicht schlief Freya
acht Nächte lang;
so sehnte sie sich
nach dem Saale Thryms“.

Schließlich läßt Thrym den Hammer bringen, die Braut zu weihen!

Das Herz im Leib
lachte da Thor,
als der Hartgemute
den Hammer sah:
erst traf er Thrym,
der Thursen König;

der Riesen Geschlecht
erschlug er ganz.
Er schlug auch die arme
Schwester des Riesen,
die Brautgabe
erbeten hatte:

Schellen bekam sie
statt Schillinge
und Hammerhiebe
statt heller Ringe.
— — — — —
So holte Thor
den Hammer zurück.

(Aus: Sammlung „Thule“. Übersetzt von Genzmer.)

Der große deutsche Humorist niedersächsischen Stammes, Wilhelm Busch, hat einmal so treffend gesagt: „Kannst du schäkern und lustig sein, als ob sonst nichts los wäre, dann darf man dich wohl einen recht natürlichen und unbefangenen Humoristen nennen“. Ja, die Welt ist voll Lust und Plagen, es ist nicht immer so, wie man gern möchte. Aber man soll den Mut haben, diese durchschaute Welt dennoch zu lieben. Humor ist, wenn man trotzdem lacht! Daher hält sich auch der Mensch eines rauheren Nordens ganz besonders an der wunderlichen Welt schadlos, indem er nach Kräften an den verzwickten Fäden dieses Daseins mitzieht. Das Nietzsche-Wort „Im echten Manne ist ein Kind versteckt, das will spielen“ kennzeichnet so recht die spielerische Neigung des Nordens zum närrischen Streich-Einfall. Die Heiterkeit des Nordens wird so zum Ausgleich für den großen Leistungsernst der Menschen im Norden.

Nennen wir als Beispiel das Nibelungenlied: Inmitten des Ernstes eines unerbittlichen Geschehens erklingt in Siegfried das sieghaft strahlende Lachen des nordischen Menschen mit seiner jungenhaften Vorliebe für den fröhlichen Unfug. Noch kurz vor seinem tragischen Tode spielt Siegfried den Jagdgefährten einen übermütigen „Bösen-Buben“-Streich: Einen frisch gefangenen Bären entledigt er seiner Fesseln und treibt ihn ins Zeltlager.

Der Bär durch die Küche von dem Lärm geriet.
Hei! Was er Küchenknechte da vom Feuer schied!
Gestürzt ward mancher Kessel, verschleudert mancher Brand;
Hei! Was man guter Speisen in der Asche liegen fand!

„Im echten Manne ist ein Kind versteckt, das will spielen!“. . . . Der unbewußt schaffende Volksgeist des Nordens hat dies lebendig veranschaulicht sowohl in den unternehmungslustigen Streichen Till Eulenspiegels, wie in den an Einfällen reichen Aufschneidereien Münchhausens, dem die prahlerische, eitle Selbstbespiegelung fremd ist. Westfalens närrischer Baron, der „Tolle Bomberg“ und sein Landsmann, der urtümliche Professor Landois, sind unermüdliche Streich-Schalke. In verwegener Vorurteilslosigkeit setzen sie verschwenderisch Würde, Geld, Zeit, Gesundheit ein, um wieder mal irgendeinen frisch ausgeheckten humoristischen Einfall zu verwirklichen. Der Schalk des Nordens liebt ganz und gar nicht das geregelte alltägliche Einerlei und bäumt sich wider seine flache Nüchternheit auf. So greift der Humor des Nordens in tätiger Daseinsfreude hinein in das buntbewegte Weltgetriebe, um die schon vorhandene große Heiterkeit des Lebens mit den Einfällen eines schalkhaften Geistes zu vermehren: „Da steht z. B. eine Windmühle, oder ein braver Onkel, oder eine freundliche Tante, oder ein heißer Ofen, oder eine Tabakspfeife, oder ein Knabe, der vieles vorhat, und ein wahrhaft tugendsamer Mensch wär's, der nicht jeden dieser an sich harmlosen Stoffe als eine Quelle der allerpeinlichsten Konflikte zu benutzen wüßte“. In dieser lebendigen Anschaulichkeit gibt uns Wilhelm Busch ein köstliches humoristisches Selbstzeugnis.

Der Humor des Nordens beurteilt die Welt kühl-sachlich und sucht die Doppeldeutigkeit des Daseins mit der Schärfe des Verstandes, aber auch mit der Wärme eines natürlich-ursprünglich empfindenden Herzens zu verstehen. Den nordischen Humoristen blendet nicht der Schein einer äußeren Welt und so bleibt er bestrebt, jene eitlen „Wert“ansprüche aufzulösen. So nimmt der Humor mit welttiefer Weisheit Abstand von den Dingen. Den echten, weil weisen Schalk, schildert uns Shakespeare, der große Weise im Reiche des Humors:

Der Bursch ist klug genug, den Narr'n zu spielen;
Und das geschickt tun, fordert ein'gen Witz.
Die Laune derer, über die er scherzt,
Die Zeiten und Personen muß er kennen
Und wie der Falk auf jede Feder schießen,
Die ihm vors Auge kommt. Dies ist ein Handwerk,
So voll von Arbeit als des Weisen Kunst.
Denn Torheit, weislich angebracht, ist Witz;
Doch wozu ist des Weisen Torheit nütz?

(Shakespeare: „Was ihr wollt“; III, I. Übersetzt von A. W. v. Schlegel.)

Der „Reineke Fuchs“ bleibt anschauliches Zeugnis für das kühlgemüthafte Urteil aus nordischem Abstande: es ist humorgewürzte Lebensweisheit, klar geschöpft aus der dunklen Tiefe des ewig sprudelnden Lebensquells. Eine allen Völkern gemeinsame Tierfabel kommt im nordischen Kernlande Niedersachsen zu einer einzigartigen Darstellung. Mancherlei niederdeutsche Vorarbeiten wurden geleistet, denen aber allen gemeinsam ist, daß sie keine besonderen Zwecke verfolgen, sondern in epischer Breite sich gelassen ergehen. Erst im Jahre 1498 schuf ein Niedersachse aus Lübeck jenes weltberühmte Epos „Reynke de Vos“, das in der Folgezeit mit seiner Verspottung menschlicher Schwächen eine wirksame Waffe wurde wider die politischen kirchlichen Zustände des ausgehenden Mittelalters. Im „Reynke de Vos“ ergänzt die gemütvoll-scharfe Beobachtungsgabe und die natürlich-ursprüngliche Frische des nordisch-germanischen Stammes. Das verständnisinnige Wort Wilhelm Buschs „Der größte Lump bleibt obenauf!“ könnte geradezu als Leitspruch über dieser Tierdichtung stehen. Reineke Fuchs, dieser verschlagene Bursche mit seinen tollen, lustigen Sprüngen, ist der Schelm des deutschen Waldes; alles, was er treibt, ist Schalkheit und Büberei. Wie spielt er dem tölpelhaften Wolf Isegrim und seinem einfältigen Weibe Frau Gieremund mit! Einst hat sich Reineke an einen Brunnen begeben, an dem zwei Eimer hängen. Nun ist er unglücklicherweise in einen der Eimer gestiegen und alsobald in den tiefen, dunklen Brunnenschacht hinabgefahren. Die Wölfin Gieremund erblickt vom Brunnenrande den Fuchs in seiner mißlichen Lage, und auf ihr erstauntes Fragen erklärt der listige Schalk: „Wenn Ihr köstliche Fische hier unten fangen wollt, so springt nur einfach in den andern Eimer!“ — Die gierige Törin tut's und saust sogleich mit dem Eimer in den Brunnen hinab, während im gleichen Augenblick Reineke im andern Eimer das helle Tageslicht wieder erreicht. „Wie geht das zu?“ fragt fassungslos die überlistete Törin. Darauf Reineke: „So geht eben das Glücksrad des Lebens auf und nieder!“ — Spricht's und macht sich eilig aus dem Staube. Die Wölfin wird schließlich von den Bauern bemerkt, heraufgeholt, und jämmerlich verprügelt. Nobel, der König der Tiere, stellt wegen dieses Streiches Reineke zur Rede. Seelenruhig entgegnet der Schalk: „Es ging nicht anders, einer von uns mußte Schläge bekommen. Euch, Frau Gieremund, waren sie heilsam. Ihr lerntet, Euch künftig vorzusehen; denn die Welt ist voll Listen und Ränken!“

Wie sehr Goethe diese nordisch-deutsche Lebensweisheit „Reynke de Vos“ geschätzt hat, zeigt seine Nachdichtung „Reineke Fuchs“, die wie das niederdeutsche Urbild in dem krönenden Schlusse gipfelt:

> Dieses ist der Sinn des Gesangs, in welchem der Dichter
> Fabel und Wahrheit gemischt, damit Ihr das Böse vom Guten
> Sondern möget und schätzen die Weisheit, damit auch die Käufer
> Dieses Buchs vom Laufe der Welt sich täglich belehren.
> Denn so ist es beschaffen, so wird es bleiben, und also
> Endigt sich unser Gedicht von Reinekens Wesen und Taten.

So ist der Lauf der Welt und daran ist nichts zu ändern! Der Humor des Nordens ist kein Ankläger, der etwa die Tücken des Daseins als ein trauriges Verhängnis betrachtet. Er verharrt nicht in unversöhnlichem, schmerzvoll ergebenem Nein, sondern erhebt sich in versöhnlicher, schicksalhaft bejahender Kraft über den Lauf der Welt hinaus und schwingt sich zu einem herzbefreienden sieghaften Ja! empor.

> „Die Welt, obgleich verwunderlich,
> Ist mehr als gut genug für mich“

meint Wilhelm Busch. Sein lebensgläubiges Bekenntnis

> „Und ging's auch drüber oder drunter,
> Wir bleiben unverzagt und munter“

leuchtet als wärmende Kraft aus jedem echten Humor. —

Der Humor des Nordens nimmt — nicht zuletzt! — auch schonungslosen Abstand vom eigenen Ich. Hier gilt so recht der freundliche Rat Wilhelm Buschs, dafür zu sorgen, „daß man sich selbst hinter die Schliche kommt“. Unser vornehmstes Bemühen muß es bleiben, die „eigenen Dummheiten in ihren Filzschuhen“ zu erwischen! Ja, ja, so sind die Dinge! Und „nur, wer ein Herz hat, kann so recht fühlen und sagen, und zwar von Herzen, daß er nichts taugt. Das Weitere findet sich“. „Und wer sich für besser hält, der trete vor, daß wir ihm den Hut über die Nase treiben“. — Welch eine herzhaft-erfrischende Ehrlichkeit vor sich selbst und vor den anderen Menschen! Aber für Wilhelm Busch ist in der humoristischen Darstellung der eigenen menschlichen Schwächen mehr die Form mild-gelassener Heiterkeit eigentümlich: „Selbst über sich selbst kann man lachen mitunter, das ist ein Extrapläsir, denn dann kommt man sich sogar noch klüger und gedockener vor als man selbst“. — Doch das Urteil über die eigene Person vermag sich im Humor des Nordens auch zu grimmiger Selbstverspottung zu steigern, wie das altnordische Beispiel von dem isländischen Seefahrer Thorarir Nefjulfsson klar veranschaulicht. (Es spricht zumindest für des Saga-Erzählers nordische Artung): Thorarir war der allerhäßlichste Mensch, weil seine Gestalt übel gegliedert war. Große Hände hatte er, doch seine Füße waren noch viel häßlicher. Einst ist Thorarir bei König Olaf

zu Gast. Beide schlafen in gemeinsamem Raume. Als der Morgen graut, erwacht zuerst der König und sieht, wie Thorarir einen Fuß von außergewöhnlicher Häßlichkeit unter der Decke herausgestreckt hat. Der König, abgestoßen von soviel Häßlichkeit, sagt dies unverhohlen Thorarir. Dieser meint gelassen, es gäbe wohl in diesem Saale einen noch häßlicheren Fuß. Der König bestreitet dies, und so bekräftigt ein jeder das Gesagte mit einer Wette. Mit trockenem Freimut zieht nun Thorarir unter der Decke den andern Fuß hervor, und der ist genau so häßlich wie der erste Fuß, zudem fehlt ihm die große Zehe. Da sagt Thorarir: dieser zweite Fuß sei häßlicher als der erste, weil ihm eine Zehe fehle; und so habe er wohl seine Wette gewonnen. Der König aber entscheidet: der erste Fuß sei bedeutend häßlicher, da fünf Zehen dieser Art scheußlicher seien als viere: er habe also damit endgültig gewonnen! —

Der Humor des Nordens ist nach allem ein befreiender Durchbruch zu klarer, unbestechlicher Lebenserkenntnis, — auch wenn sie manchmal hart ist! — und damit bedeutet Humor in seinem tiefsten Wesen vollzogene Freiheit. Die rauhere, kargere Natur des Nordens hat ihre Menschen — im Gegensatz zu den Bewohnern südlich-heiterer Lebensräume — mit mehr Schwermut ausgestattet. Aber inmitten dunkler Unendlichkeitsstimmung behauptet sich unverdrossen die heitere Erhebung über das Leben und über sich selbst. Im Wissen um die nur ungenügend erfüllten Gesetze der Wirklichkeit lebt der Humor des Nordens von der überall sichtbaren Gegensätzlichkeit der Dinge und von der Sehnsucht nach einem reicheren, vollkommeneren Sein, das sich hart stößt im Raume des Menschlich-Allzumenschlichen!



! Ein Irrglaube – und warum er immer wieder enttäuscht wird

»Unser Reich ist so stark – es geht niemals unter!«

Heute läßt sich genauer als bisher sagen, woran einst die Weltreiche der Ägypter, Perser, Griechen und Römer zugrunde gingen. Ist auch für die großen Reiche von heute und morgen der Abstieg schon vorprogrammiert?

52 PM

Sie tauchten auf wie ein Komet und verschwanden ebenso schnell: die antiken Perser. In nur einer Generation rafften sie ein Weltreich zusammen, zu dem 23 Länder gehörten. Es reichte von Äthiopien bis Griechenland, von Libyen bis Indien. Nach 200 Jahren existierte dieses Reich nicht mehr.

Auch all die anderen Großen vergangener Jahrtausende, die Ägypter, Griechen und Römer, die Babylonier und Assyrer gibt es nicht mehr. Während ihrer Blütezeit hätte niemand geglaubt, daß je etwas ihre Macht brechen könnte. Trotzdem geschah es. Was zwingt ein Volk in den Untergang?

Philosophen wie der Engländer Herbert Spencer und der Deutsche Oswald Spengler entwickelten dazu eine interessante Theorie. Sie verglichen den Staat mit dem menschlichen Körper. Danach führen zum Untergang einer Gesellschaft die gleichen Ursachen, die den Tod des Individuums begleiten: Zersetzung und Auseinanderfallen der Teile. Dieser Meinung nach altern auch Kulturen wie organische Körper, bis sie irgendwann nicht mehr lebensfähig sind.

Historiker und Soziologen behaupten sogar, daß es für den Untergang großer Kulturen so etwas wie Gesetzmäßigkeiten gibt. Danach birgt der Aufstieg zur Größe immer auch den Untergang. Jede der frühen Hochkulturen beging die gleichen Fehler, Fehler, die schließlich zum Untergang führten, weil gleichzeitig – auch das ist eine Regel – immer jemand darauf lauerte, das betreffende Land zu überfallen.

Der wichtigste Auslöser für den Untergang großer Reiche: Ein »Raubmensch« tritt auf und schlägt zu

Der Philosoph Friedrich Nietzsche bemerkte, daß sich »Menschen mit einer noch natürlichen Natur, Barbaren in jedem furchtbaren Verstande des Wortes, Raubmenschen, noch im Besitz ungebrochener Willenskräfte und Machtbegierden« auf die Zivilisierten warfen und ihren Untergang besiegelten. So entstanden neue Kulturen, die dann irgendwann auch wieder Opfer von Raubmenschen wurden – und so weiter.

Wir Angehörigen der Industrienationen tun uns sicher schwer, das zu verstehen. Wir leben in Ländern, die alle einen gleich hohen Entwicklungsstand haben. Wer sollte da auf die Idee kommen, ein Nachbarland wegen seines verlockenden Lebensstandards zu überfallen?

Als die Menschheit sich auf ihren Weg machte, sah das anders aus. Da gab es wenige Hochkulturen wie die der Ägypter, Assyrer, Babylonier, die ganz oben standen. Und es gab Völker, die entweder noch umherzogen oder in irgendwelchen Winkeln ein karges Leben fristeten; aber auch sie wollten dorthin, wo die anderen schon waren. Sie hatten nichts zu verlieren, waren deshalb rücksichtlos und voller Tatendrang.

Wie zum Beispiel die Perser. Ein Weiser sagte über dieses Volk: »Sie essen immer nur so viel, wie sie haben, niemals so viel, wie sie bedürfen. Sie trinken nicht Wein, sondern nur Wasser. Sie haben überhaupt keine nennenswerten Güter – nicht einmal Feigen zum Nachtisch.«

Um 2000 v. Chr. waren die Perser aus den Steppen Asiens nach Süden ins Hochland des heutigen Iran eingewandert. Dort fristeten sie in den Tälern des Zagros-Gebirges ein karges Leben. Das einzige, was sie besaßen, war ein festes Erziehungsideal: Reiten, Bogenschießen und die Wahrheit sagen. Noch um 800 v. Chr. waren sie Vasallen der Meder.

Diese persischen Barbaren hatten Glück, daß in ihren Reihen ein »Raubmensch« heranwuchs: Kyros, später der Große genannt. Er wollte heraus aus den engen Tälern des Zagros-Gebirges. Fähigkeit und Glück halfen ihm dabei: die Fähigkeit, den richtigen Moment zu erkennen, wann die andere Kul-



Schon 130 Jahre vor Alexanders Kriegszug gegen die Perser hatte der Untergang dieses Reiches begonnen. Machtmißbrauch, soziale Ungerechtigkeit und andere Verfallssymptome machten es dem Makedonier leicht, dem Persischen Reich den Todesstoß zu versetzen und ein noch größeres Reich (rote Linien) zu errichten. Rote Fläche: die griechische »Machtbasis« Alexanders.

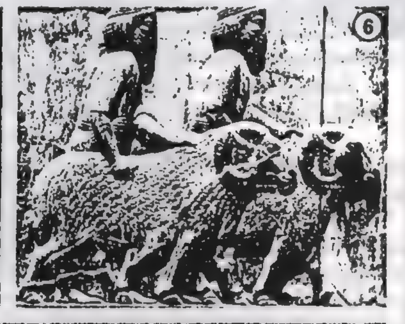
Untergang großer Reiche: Viele Völker, aber immer weniger »Staatsgefühl«

Blick auf die Ruinen von Persepolis, Hauptstadt des Perserkönigs Dareios des Großen (522–486 v. Chr.). Vorn rechts die »Halle der hundert Säulen«. Reliefs zeigen unterworfene Völker, die Geschenke abliefern.











1. Medischer Krieger mit einer Lanze.
2. Zwei Babylonier, die dem König als Zeichen ihrer Ergebenheit ein Zebu schenken.
3. Ein Phrygier mit einer Opfergabe. Die Perser mußten die Phrygier mit Gewalt unterwerfen.
4. Drei Baktrier mit wertvollen Bechern als Tribut an den Perserkönig.
5. Ein Armenier, der eine prunkvolle Vase bei Hof abliefert.
6. Zwei Assyrer (hier mit Wildschafen). Auch ihr Großreich unterwarfen die Perser.
7. Ein Lydier mit zwei Vasen.

Auf dem Höhepunkt seiner Macht dehnte sich das persische Großreich von der Ägäis bis zum Indus aus (blaue Linien). Um 2000 v. Chr. waren die Perser aus den Steppen Asiens in das Hochland des heutigen Iran (blaue Fläche) eingewandert.

tur am Ende war und erobert werden konnte; und das Glück, daß seine Pläne nicht durchkreuzt wurden. So sah das Erfolgsrezept aller antiken Eroberer aus.

Als Kyros um 550 v. Chr. die Meder überfiel, hatte deren Herrscher bei seinen Soldaten bereits so viel Autorität verloren, daß sie nicht für ihn kämpften, sondern sich auf die Seite der Perser schlugen. Text aus einer babylonischen Chronik: »Das Heer des Astyages erhob sich gegen ihn und lieferte ihn gebunden dem Kyros aus.« Damit erlosch der medische Staat. Das Reich fiel an Kyros.

Das »Glück des richtigen Augenblicks« nutzte Kyros auch zehn Jahre später bei der Eroberung des einstmals mächtigen Babylon. Auch dieser Staat war wegen religiöser Verfehlungen und des grausamen Regimes seines Herrschers in Auflösung begriffen. Als Kyros mit seinen Soldaten erschien, lief der Gouverneur von Babylon zu ihm über und führte zusammen mit seinen Truppen das persische Heer kampflos in die Stadt.

Nichts anderes geschah, als die neuen »Herrscher der Welt« selbst abtreten mußten. Alexander der Große leitete 333 v. Chr. in der Schlacht bei Issos ihren Untergang ein. Das persische Großreich war morsch geworden und fiel nun seinerseits einem Raubmenschen in die Hände. Viele Provinzen lieferten sich Alexander freiwillig aus. Sie akzeptierten jetzt in ihm den Stärkeren.

Die wichtigste Entwicklung, die zum Untergang großer Reiche führt: Die Kernbevölkerung schrumpft

Als die Römer in Ägypten einfielen, hatte auch die alte Hochkultur am Nil längst ihren Höhepunkt überschritten: überzivilisiert, in Traditionen erstarrt, von Fremden unterwandert, an der Spitze korrupte Beamte und unfähige Herrscher, die durch Thronstreitigkeiten das Land immer wieder in rivalisierende Lager spalteten.

Und der Reigen der Geschichte geht weiter: Bald erschütterten germanische Barbarenstämme das Weltreich der Römer. Auf der einen Seite die vom Leben hart rangenommenen, unverbrauchten Völker aus dem Norden – auf der anderen Seite die (für damalige Verhältnisse) überzivilisierten Römer, die ihr Reich politisch, wirtschaftlich und verwaltungstechnisch nicht mehr im Griff hatten.

Solche Invasionen, die Geschichte machten, waren also nur möglich, wenn das überfallene Volk sich nicht mehr wehren konnte oder wollte. Die kulturelle Wachablösung kam nie plötzlich, meist ging ihr eine Epoche des langsamen Niedergangs voraus.

Moderne Historiker und Soziologen vertreten die Auffassung: Ein wichtiger Grund für das Scheitern der frühen Großreiche war eine zu geringe Kernbevölkerung. Mit dem Erobern allein war es nicht getan. Man mußte sein Einflußgebiet auch mit zuverläs-

Untergang der griechischen Kultur: Das »Einwanderer-problem« blieb ungelöst

[e]igen Untertanen absichern können. Nur so [k]onnten die gewonnenen Provinzen auf [D]auer dem Reich eingegliedert werden. [D]ie Stämme in den eroberten Gebieten wur[d]en zu »eigenen« Leuten umgeformt. Das [F]unktionierte am besten, wenn Teile der [K]ernbevölkerung sich in den neuen Gebieten ansiedelten und den dort Ansässigen [i]hre Kultur und Lebensweise überstülpten.

So waren auch die Perser als [K]ernvolk zu klein, um erfolgreiche [S]iedlungspolitik zu betreiben. Sie [s]etzten zwar als Satrapen (Statthal[t]er) immer einen Perser oder Me[d]er ein, aber auf allen anderen Po[s]ten blieben Einheimische. Bald [h]atten die Eroberer im ersten Viel[v]ölkerstaat der Geschichte die [g]leichen Probleme, die wir auch [a]us solchen modernen Gebilden [w]ie der Sowjetunion oder Jugosla[w]ien kennen: Aufstände und Separationsbestrebungen. Die Perser hatten es nicht geschafft, diese Völker einander näherzubringen und ihnen das Gefühl einer Einheit zu geben. Als Alexander der Große kam, fiel das Reich auseinander, weil man nicht »gesamtpersisch« dachte und fühlte, sondern jeder sein eigenes Süppchen kochte.

Diese »Zerstreuung der Kernbevölkerung«, wie Wissenschaftler das nennen, brachte auch den Griechen und Römern nichts ein. Sie schickten Millionen Bürger als »Kulturdünger« in die eroberten Gebiete. Dort bildeten diese bald die kulturell führende Oberschicht. Aber rein zahlenmäßig waren sie zu dünn über die riesigen Gebiete verteilt, um sich auf Dauer behaupten zu können. Nicht die Sieger sogen die Besiegten auf, sondern umgekehrt.

Besonders als die hellenistische und später die römische Staatenwelt zerbrach, bedeutete dies das Ende des Einflusses. Zwar verschwanden Griechen und Römer nicht, aber sie verloren ihre herausragende Führungsrolle.

Es gab noch einen weiteren gravierenden Grund für die Abnahme der Kernbevölkerung: den Geburtenrückgang. Waren die Reiche groß und mächtig, wurden weniger Kinder geboren, und zwar immer dann, wenn es den Menschen (zu) gut ging. Ob bei Ägyptern, Assyrern, Babyloniern, Griechen oder Römern – die sinkende Geburtenrate wurde immer in den Städten und immer von der Oberschicht ausgelöst.

So klagte der Ägypter Ipuwer am Ende des alten Reiches: »Die Menschen werden wenig, die Frauen sind unfruchtbar, die Geburten nehmen ab.« In Athen stöhnte im 2. Jahrhundert v. Chr. der Historiker Polybios: »Ganz Griechenland leidet an Kinderlosigkeit.« Und bei den Römern stellte Tacitus als herausragenden Unterschied zwischen Germanen und Römern fest, daß die Barbaren



Der Parthenon auf der Athener Akropolis: Alle Griechen waren gleich – doch die Athener waren »gleicher«.

alle geborenen Kinder aufziehen, die Römer dagegen nur einige.

Wie groß das Problem war, zeigen Maßnahmen, die Cäsar und später Augustus ergriffen, um den Geburtenrückgang zu stoppen: Kinderreiche Familien wurden zum Beispiel von Steuerzahlungen befreit.

Das wichtigste Motiv für den Untergang: Immer mehr Fremde interessieren sich immer weniger für die einenden Werte

Wenn man bedenkt, daß die Oberschicht in allem, was sie tat, Vorbild war, kann man sich vorstellen, daß auch die Masse irgendwann dazu überging, nur noch wenige Kinder großzuziehen. Erleichtert wurde dieser Trend durch die hohe Säuglingssterblichkeit.

Diese Familienunfreundlichkeit der Oberschicht ließ auch die sogenannte Elite schrumpfen. Damals kam die Bildungsschicht eines Landes aus den vornehmen und reichen Familien, weil nur deren Kinder die Möglichkeit hatten, ihre Intelligenz und Talente durch Ausbildung zu entwickeln. Wenn also der Nachwuchs in der Oberschicht fehlte und zusätzlich deren Lebensweise immer dekadenter wurde, fehlte es bald an Köpfen, die das Reich auf geistigem, wirtschaftlichem und militärischem Gebiet in die Zukunft führen konnten.

Die Lücken, die Geburtenrückgang, Krieg und Siedlungspolitik in die Kernbevölkerung rissen, mußten aber wieder aufgefüllt werden. Die Handwerker, Bauern, Künstler, Händler und Fabrikanten, die das Kernland verließen, wurden dort auch gebraucht. Also holte man sie aus den eroberten Gebieten ins Kernland, was gleichzeitig die Verschmelzung beschleunigen sollte.

Aber die Rechnung ging meist nicht auf. Als sich die Babylonier unter Hammurabi immer mehr in die Städte zurückzogen, um dort als Handwerker und Händler besser zu leben, besiedelte der König das flache Land mit semitischen Nomaden, die als Bauern seßhaft werden wollten. Was man nicht bedachte: Die Nomaden blieben unter sich, ein Staat im Staat, aber keine Neubabylonier.

Das gleiche Bild in Griechenland. Dort nahm die Bevölkerung im 4. Jahrhundert v. Chr. hauptsächlich durch fremdländische Sklaven und Metöken (ständig wohnhafte fremde Nichtbürger) zu. Auch den Griechen unterlief dabei ein verhängnisvoller politischer Fehler. Sie machten die Einwanderer, die sie ja für immer im Land haben wollten, gar nicht oder zu spät zu griechischen Bürgern mit allen Rechten. Genauso, als würde heute ein Einwanderungsland wie Kanada zwar Polen, Deutsche und Chinesen ins Land lassen, ihnen aber die Staatsangehörigkeit auch auf lange Sicht verweigern. Niemand könnte von diesen Menschen verlangen, daß sie sich mit ganzem Herzen für die Interessen ihrer neuen Heimat einsetzen.

Die Assyrer wiederum scheiterten aus einem gegenteiligen Grund. Die Herrscher holten Massen der unterworfenen Völker – einmal sollen es 30000 Hethiter gewesen sein – in ihr Reich, weil sie wohl glaubten, dichte Besiedlung nütze der Wirtschaft. Dieses Überangebot an Arbeitskräften drückte jedoch den Lebensstandard der einheimischen Bauern und Handwerker. Die Neuankömmlinge verdingten sich billiger als die Eingesessenen. Die Neubürger wollten es noch zu etwas bringen, die Altbürger wollten ihren Lebensstandard erhalten. Der Konkurrenzkampf schuf unüberwindbare Probleme: Die Kernbevölkerung verarmte, aber die Zugewanderten brachten es auch nicht zu Wohlstand. Die Folge: soziale Spannungen und Haß auf beiden Seiten – der Anfang vom Ende der Assyrer.

Aber auch den wendigen Römern gelang die Verschmelzung nicht. Während der späten Kaiserzeit gab es ganze Landstriche im alten Italien, in denen mehr Fremde als Einheimische lebten. Gegen Ende des Reiches stellte sich dann heraus, daß die – oft schon Generationen vorher – Zugewanderten trotz römischer Bürgerrechte und Lebensweise nie echte Römer geworden waren. Nur durch sie konnte zum Beispiel das Christentum in Italien Fuß fassen. In Provinzen, in denen die Römer sowieso in der Minder-

Ende des Römischen Reiches:

Chaos und Willkür an der Staatsspitze!

ıeit waren, brach der dünne Überzug der Romanisierung erst recht, und hervor kam wieder das bodenständige Volkstum.

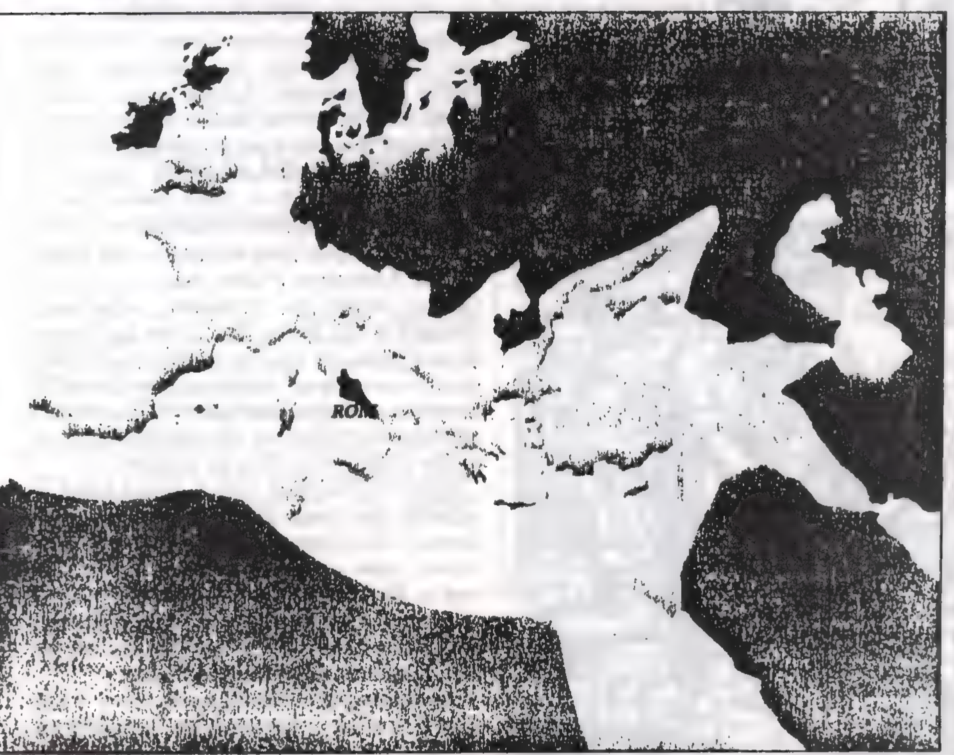
Nun gibt es einige Soziologen, die behaupten, daß hochstehende Kulturen nach einiger Zeit nicht mehr die Kraft haben, fremde Völker zu assimilieren. Warum das so ist, wissen diese Forscher nicht genau. Vielleicht liegt es daran, daß die eigenen Traditionen irgendwann an Kraft verlieren. So wird dem Neuen, weil es fasziniert, Tür und Tor geöffnet.

Vielleicht ist es wirklich so, daß nur satte, zufriedene Menschen die besten Bürger sind. Auch der persische Vielvölkerstaat wurde wahrscheinlich vom wirtschaftlichen Wohlstand zusammengehalten. Dareios I. hatte ein Steuersystem, Münzen und Banken eingeführt, die Landwirtschaft durch Subventionen gefördert, die Staatsgelder für Bauten und Straßen ausgegeben. Das schuf Arbeitsplätze und einen florierenden Handel. Die Bevölkerung war satt und konnte sich vieles leisten.

Dareios' Nachfolger begannen das Geld zu horten. Sie gaben nur noch einen kleinen Teil der Steuereinnahmen wieder aus. Ergebnis: Das Geld wurde knapp. Dadurch stiegen die Zinsen für Bankkredite, die diejenigen brauchten, die ihre Steuern bar bezahlen mußten und nicht in Naturalien abgelten konnten. Aus Dokumenten jener Zeit weiß man, daß zum Beispiel Hauskäufe oder -bauten im ganzen Land zurückgingen.



Grauenvollstes Beispiel von Machtmißbrauch: Kaiser Nero ließ im Jahre 64 v. Chr. Rom niederbrennen. Mit solchen Willkürakten katapultierten sich antike Herrscher ins Abseits. Ihre Macht, das Volk zusammenzuhalten, schwand.



Das Römische Reich erreichte unter Kaiser Trajan (98–117 n. Chr.) seine größte Ausdehnung (siehe braune Fläche). Noch im 3. Jahrhundert v. Chr. hatte Rom nur einen kleinen Teil Italiens beherrscht (dunkelrote Fläche).

Die wichtigste Erfahrung vor dem Untergang großer Reiche: Statt immer mehr Wohlstand immer mehr Elend

Zudem mußten immer mehr Soldaten ausgehoben werden, um die Aufstände in den Provinzen und die Unruhen an den Grenzen einzudämmen. Äcker lagen brach, weil die Arbeitskräfte fehlten. Das Volk verarmte. Der anfangs gestiegene Lebensstandard hatte auch die Preise für alltägliche Dinge wie Nahrung in die Höhe getrieben. Außerdem: Wer seine Steuern nicht bezahlen konnte, wurde von seinem Eigentum verjagt. Scharen verarmter Bürger zogen in die größeren Siedlungen und Städte. Slums entstanden und wurden zu Unruheherden.

Wen wundert es, daß die Wirtschaft am Ende des Römischen Reiches ein ähnliches Bild bot? 22 Kaiser regierten im 3. Jahrhundert n. Chr. Manche von ihnen nur wenige Monate. Bei diesem Chaos an der Staatsspitze regte sich in vielen Provinzen der Freiheitswille, kamen bei Nachbarn Eroberungsgelüste auf. An manchen Grenzen mußte sich Rom den Frieden durch hohe Tributzahlungen sichern. So wollte Kaiser Severus Alexander 235 die Alemannen mit klingender Münze zum Frieden bewegen – wofür sie ihn in Mainz ermordeten.

Das Geld wurde knapp. Nicht nur, weil das Heer ständig höheren Sold verlangte, sondern auch, weil sich der Verwaltungsapparat des Riesenreichs immer mehr aufblähte. Also verringerten die Kaiser den Wert des Geldes. So betrug unter Gallienus der Silbergehalt des Denars nur noch eins bis fünf Prozent. Die Goldwährung verschwand bald ganz. Pächter verließen ihre Felder, weil sie durch Pachterhöhungen einige der Staatsausgaben auffangen sollten. Die Lebensmittel wurden knapp.

Die Menschen verließen die Städte, weil sie nicht mehr genügend zu essen hatten. Handwerker verarmten, weil ihnen niemand mehr Aufträge erteilte. In diesem Niedergang von Wirtschaft und Bevölkerung verstärkte sich der Druck der Germanen an den Grenzen.

Wenn man diese Schicksale miteinander vergleicht, wird man den Eindruck nicht los, daß alle diese alten Hochkulturen an ihrem Ehrgeiz erstickten, immer noch größer und mächtiger zu werden. Vielleicht waren diese Reiche wirklich zu groß, um sie noch zusammenhalten zu können.

Wenn in einer Demokratie ein Politiker

Untergang großer Kulturen: Immer ist Maßlosigkeit im Spiel

oder eine Partei in den Augen der Wähler nichts mehr taugt, werden sie nicht mehr gewählt. Eine andere Führungsschicht übernimmt das Ruder. So gut haben wir es heute.

In der Antike hielten sich die Herrscher entweder für Abkömmlinge von Göttern oder zumindest deren Stellvertreter. Was sie taten, geschah im Auftrag der Götter, denen konnte man nicht widersprechen. Deshalb war der Herrscher auch der idealisierte Fixpunkt in der Mitte eines Volkes. Alle richteten sich an ihm aus, er hielt alle zusammen. Trotzdem hatten die Menschen zu allen Zeiten ein feines Gespür für Recht und Unrecht. Sie reagierten sehr schnell, wenn der Herrscher nicht mehr ihrem Ideal entsprach.

Die wichtigste Ursache beim Untergang großer Reiche: Wer die Macht hat, macht, was er will

Aus antiken Berichten erfahren wir zum Beispiel, daß die persischen Großkönige nach Kyros alle Untertanen, egal, welchen Standes, als ihre Sklaven betrachteten. Nur die Großen und Mächtigen durften dem Großkönig bei Audienzen gegenübertreten – in respektvollem Abstand. Wer ungerufen vor dem Herrscher erschien, war »des Todes«. Die sowieso höchst selten vorgelassenen gewöhnlichen Sterblichen mußten sich vor dem Thron auf den Bauch werfen und so lange warten, bis der Großkönig ihnen erlaubte, aufzustehen. Diese Erniedrigung erhöhte den Herrscher.

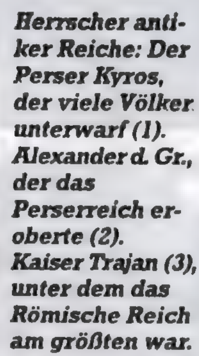
Dazu umgaben sich Herrscher und Hofstaat mit einem ungeheuren Luxus, um den Abstand zum Volk noch zu vergrößern. Durch Intrigen machthungriger Höflinge verloren rechtschaffene Männer Vermögen oder Leben, wie im Buch »Ester« des Alten Testaments nachzulesen ist. Nicht selten wurde die Politik von machtbesessenen Haremsdamen bestimmt.

Die persischen Satrapen in den Provinzen verhielten sich ebenso. Sie kopierten nicht nur die glänzende Hofhaltung der Großkönige, sondern auch deren Grausamkeit. Die aber hat noch nie dazu geführt, Volk und Herrscher zusammenzuschweißen. Als Alexander der Große Persien überfiel, wurde Dareios III. von den eigenen Leuten ermordet – um dem neuen Herrn einen Gefallen zu erweisen.

Und solange die römischen Cäsaren in den Arenen nur Gladiatoren aufeinanderhetzten und Christen den Löwen zum Fraß vorwarfen, fanden die Bürger das lustig. Der Spaß hörte schnell auf, wenn sich die Kaiser auch an Römern vergriffen. Als Nero Rom anzündete, fanden Tausende den Tod. Herrscher wie Caligula, Nero und Elagabal ließen Patrizier, Senatoren und Philosophen ermorden oder trieben sie in den Selbstmord, um deren Vermögen zu kassieren.

Durch die Machenschaften solcher unfähiger Oberhäupter geriet die Führung jedes Landes ins Abseits. Das Volk konnte zu seinem Herrscher nicht mehr aufsehen, sondern verachtete ihn. Die Herrschenden verloren die Macht, das Volk zusammenzuhalten. Zwar erhoben sich die einfachen Untertanen meist nicht selbst gegen die Herrscher, aber sie rührten auch keinen Finger gegen deren Mörder. Im Gegenteil: Dem Attentäter wurde zugejubelt.





Herrscher antiker Reiche: Der Perser Kyros, der viele Völker unterwarf (1). Alexander d. Gr., der das Perserreich eroberte (2). Kaiser Trajan (3), unter dem das Römische Reich am größten war.



Der germanische Heerführer Odoaker: Er bereitete im Jahre 476 dem Römischen Weltreich ein Ende.

Chaos in der Führungsspitze aber führte immer dazu, daß die Unsicherheit im Kernland wuchs, eroberte Provinzen nach der Freiheit schielten, irgendwo ein Raubmensch die Lanzen spitzte.

Auch die Beamten wurden, je mehr ein Reich wuchs, immer mächtiger und anspruchsvoller. So sahen die ägyptischen »Schreiber« nur ihre eigene Zunft als gebildet an und blickten voll Hochmut auf Bauern, Handwerker und Krieger herab. Auf einer Papyrusrolle klagt ein Oberarbeiter: »Ich habe mein Getreide erst bekommen, nachdem ich zehn Tage lang darum gebettelt habe.« Und viele Staatsdiener im römischen Weltreich ließen sich jedes Dokument, jede Bewilligung für irgend etwas von den Bürgern doppelt und dreifach entgelten.

In Zeiten des Wohlstands mag ein Volk dies alles hingenommen haben, weil es selbst gut lebte. Ging es jedoch abwärts, mußte das zu Spannungen und Revolten führen. Staatsverdrossenheit machte sich breit. Alle diese Fehler bereiteten dann das Feld für einen »Raubmenschen« vor, der irgendwo auf seine Stunde wartete. Sicher, die hier genannten Gründe müssen nicht die einzigen gewesen sein, aber sie waren die gravierenden. Das Erstaunliche ist, daß sie wirklich im Lebenslauf einer jeden frühen Kultur auftauchen und zu deren Ende führten.

Und heute? »Raubmenschen«, wie sie früher existierten und den Untergang einer Kultur besiegelten, haben keine Chance mehr. Unsere Welt ist kleiner und einiger geworden. Das weltweite Informationsnetz macht Überraschungsangriffe im großen Stil nahezu unmöglich. Das beweist das Verhalten der Menschen bei Naturkatastrophen wie zum Beispiel dem verheerenden Erdbeben in Armenien. Früher wäre in dieser Situation sicher ein Eroberer aufgetaucht. Heute hilft die ganze Welt. Oder die Tankerkatastrophe vor Alaska. Experten aller Länder boten Hilfe an. Oder der Hunger in der Sahelzone. Helfer aus allen Industrienationen und auch aus den ärmeren Ländern versuchen vor Ort, die Not zu lindern.

Heute ist von dem, was in einem Land geschieht, die ganze Welt betroffen. Kein moderner »Raubmensch« kann ein Land überfallen, ohne sofort auch mit anderen Nationen in Konflikt zu geraten. Das Beispiel Sowjetunion und Afghanistan hat das gezeigt. Und sei es, daß wirtschaftliche Sanktionen den Eroberer in die Knie zwingen.

Heute sind die Völker gezwungen – trotz aller Querelen und kulturellen Unterschiede –, nicht mehr gegeneinander, sondern miteinander zu leben. Vielleicht ist das der erste Schritt zu einer Weltbevölkerung.

Karin Haglund

aus: PM-Magazin, Nr.8/1989, 21.7.1989

Kinder multikulturell betreuen



Kinder brauchen Kindergruppen, weil sie es genießen, mit Gleichaltrigen zu kommunizieren. Kinder brauchen Leitlinien, die es ihnen ermöglichen, ihren Standort in einer Welt des Umbruchs zu finden. Wenn Kinder soziale, ökologische und historische Kompetenzen erwerben sollen, kann dies nicht nur in der Familie geschehen. Damit ist sie überlastet. Und oftmals hat sie auch nicht die Fähigkeit dazu.

Die Ablehnung des Fremden, wie sie sich in bestimmten politischen Meinungen artikuliert, ist zunehmend ein Problem für ein Land, das faktisch ein Einwanderungsland ist. Haben wir in einer multikulturellen Gesellschaft aber nicht geradezu die Pflicht, Kinder aus unterschiedlichen Kulturen in Kindergruppen zusammenzubringen? Damit sie lernen, Fremdheiten zu überwinden, sich zu zanken, sich zu vertragen und sich zu lieben?

Waltraud Schoppe, MdB

Dieser in "Die Grünen im Bundestag - BULLETIN" November 1989, S.18 veröffentlichte Beitrag der Grünen-Abgeordneten Schoppe zeigt einmal mehr, daß es den Grünen zwar um die Erhaltung jeder Käferart geht, die Vernichtung des deutschen Volkes durch Rassenmischung aber gleichzeitig auf ihrem Programm steht.

„Hilflose Brünette sucht blonden Germanen"

Brasilianische Ehevermittler haben lohnendes Geschäft mit Deutschen entdeckt

Von unserer Korrespondentin Astrid Prange

RIO DE JANEIRO – „Hilflose Brünette sucht nach blondem Germanen" – „Heiße, romantische Mulattin hält Ausschau nach Liebesaffäre mit deutschem Mann." Zwei typische Hilferufe brasilianischer Frauen. Immer mehr von ihnen setzten ihre exotische Schönheit ein, um das Elend ihrer Heimat in den Armen eines reichen deutschen Mannes zu vergessen. Der Exodus der Brasilianerinnen ist zum großen Geschäft für viele sogenannte Eheanbahnungsinstitute geworden.

Rolf Opretzka, der Leiter des „Internationalen Klubs von Bahia" aus der Stadt Salvador, kann sich seit Gründung des Instituts vor eineinhalb Jahren kaum noch vor Anfragen retten. Auf seinem Schreibtisch türmen sich über 2000 Anträge von Brasilianerinnen, die Mitglied im „Klub" werden wollen. Beim „Internationalen Partner Service" (IPS) in São Paulo drängeln sich sogar über 10 000 heiratswillige Damen auf der Warteliste.

Doch während der IPS „die Traumfrau aus Brasilien" mittels Computeranalysen und Videoproduktionen an den Mann bringt, trifft der „Klub von Bahia" zunächst eine Vorauswahl. „Die Aufnahmebedingungen", so Klubleiter Opretzka, „sorgen dafür, daß sich die Kontakte nur auf gehobener Ebene abspielen" – ein Versprechen, mit dem sich fast alle Eheinstitute schmücken. Im „Klub von Bahia" müssen die Bewerberinnen mindestens acht Jahre Schulbildung nachweisen und eine Aufnahmegebühr von rund 80 Mark bezahlen. Als Unterlagen werden Fotos und ein einseitiger Brief gefordert, in dem die Frauen sich selbst beschreiben müssen.

Für deutsche Verhältnisse mögen diese Aufnahmebedingungen lächerlich anmuten, für die Brasilianer jedoch bedeuten sie eine rigorose Auslese. 70 Prozent der Bevölkerung in dem größten Land Lateinamerikas müssen sich pro Monat mit einem Mindestlohn (100 Mark) zufrieden geben. Nur 13 der insgesamt 58 Millionen Jugendlichen besuchen laut amtlicher Statistik die Schule. Über 20 Millionen Brasilianer sind Analphabeten.

Die Anziehungskraft charmanter Mulattinnen kommt die „Ritter" von der nördlichen Halbkugel teuer zu stehen. Für einen zweiwöchigen Aufenthalt mit Flug und Hotel muß der Verehrer im Durchschnitt rund 5000 Mark aufbringen. „Wer den Preis nicht bezahlen kann, kommt für die Brasilianerinnen sowieso nicht in Frage", stellt Rolf Opretzka klar. Auch den deutschen Konsulaten ist die steigende Zahl von Auswanderinnen, die nach einer Ehefähigkeitsbescheinigung verlangen, schon aufgefallen. Beim Generalkonsulat in Rio de Janeiro wird pro Tag mindestens eine Anfrage zum Thema registriert. Im Konsulat von São Paulo ist das Interesse noch größer. Beamtin Klaudia Neuschwander: „Die Leute wollen jedoch nicht nur wissen, was für Unterlagen man für das Ehefähigkeitszeugnis braucht. Wir bekommen sogar Anfragen, ob wir nicht selbst Ehen vermitteln können."

PRIESTERTUM UND ZAUBEREI

Glaubensvorstellungen, die zu ihrer Pflege einer Priesterschaft bedürfen oder deren sich ein Priesterstand bemächtigt hat, sind von ursprünglicher Frömmigkeit, die der naturnahe Mensch in der *eigenen* Seele empfindet, schon weit entfernt. Der Priester schiebt sich zwischen die Gottheit und ihre Verehrer. Er unterbricht die Unmittelbarkeit der Beziehungen und des Erlebens. Er tut das mit unterschiedlichen Geltungsansprüchen. Diese reichen von dienender Vermittlung, zum Beispiel an der Nahtstelle zwischen Forschung und Verehrung in Stonehenge, über Teilhabe an der göttlichen Macht bis zum angeblichen Einfluß auf das Wirken der Gottheit. Dort beginnt dann das Schamanentum, die Herrschaft der Zauberer und Medizinmänner, das Reich der Magie.

Fast immer aber führt Priesterschaft zu einem „Wächtertum der Rechtgläubigkeit", zur „Inanspruchnahme des Gottes für einen bestimmten Zweck und eine bestimmte Gemeinschaft", zu „Abgrenzung, Weiheriten, ... Angst vor Gotteszorn und Gottesabfall bei Versäumnissen". Dann kann Gottesdienst unversehens zum Dienst an der Priesterschaft werden.

Der persönliche Gott ist eben der vermenschlichte Gott. Er herrscht durch seine Priester. „Sie preisen seine Macht, Weisheit, Gerechtigkeit, Güte, Hilfsbereitschaft usw., lauter Eigenschaften, die ein Höchstmaß menschlicher Vorzüge bedeuten. Aber wer vermag es, sich selbst über alles Wünschen und Hoffen so hoch zu erheben, daß ihn das Auge des Gottes jenseits aller Macht, alles Wirkens und Wollens trifft?" Und so herrschen die Priester durch den vermenschlichten, persönlichen Gott. Nicht mehr die Sonne selbst wird verehrt, sondern in der Sonne nur noch das „Symbol" oder Attribut des persönlichen Gottes.

Aber mehr noch: Priester machen die Gottesvorstellung manipulierbar. Sie können erdachte Götter einsetzen und durchsetzen anstelle der mythischen. Sie können sogar erfundene Mythen an die Stelle der gewachsenen, in der Natur erlebten setzen. Und sie haben das zu allen Zeiten getan, um ihre eigene Herrschaft über die Seelen zu sichern. In aller Härte hat *Hölderlin* in seinem Empedokles diesen Vorwurf ausgesprochen, der dem Priester Hermokrates die Worte entgegenschleudert:

„Ich kenne dich und deine schlimme Zunft,
Und lange war's ein Rätsel mir, wie euch
In ihrem Runde duldet die Natur.
Ach! als ich noch ein Knabe war, da mied
Euch Allverderber schon mein frommes Herz,
Das unbestechbar inniglieblend hing
An Sonn und Äther und den Boten allen
Der großen, ferngeahndeten Natur.
Denn wohl hab ich's gefühlt in meiner Furcht,
Daß ihr des Herzens freie Götterliebe
Bereden möchtet zum gemeinen Dienst,
Und daß ich's treiben sollte so wie ihr.
Hinweg! ich kann vor mir den Mann nicht sehn,
Der Heiliges wie ein Gewerbe treibt,
Sein Angesicht ist falsch und kalt und tot,
Wie seine Götter sind."

Doch *muß* das nicht so sein. Priestertum ist *auch* denkbar „als Entfalter und Neuschöpfer der angestammten Frömmigkeit". Und so entspricht es dem Wesen der indoeuropäischen Menschen, *nicht* als Verkünder, „sich in Glaubensglut hineinsteigernder Verkünder einer Sonderfrömmigkeit ... mit dem Willen zur geistigen Beherrschung und Fesselung der gläubigen Gemeinde". Das duldet indoeuropäische Wesenheit nicht. Denn jede „Einmischung in das Seelenleben anderer Menschen" erscheint ihr als „unvornehm und als Grenzverletzung" und bedeutet einen Einbruch in „die hier mögliche Unmittelbarkeit der Beziehungen zur Gottheit, die hier mögliche Vertiefung eines immer lebendigen Dranges zur ‚wechselseitigen Freundschaft zwischen Göttern und Menschen' (Platon) ..."

Auch ein Priestertum in Gestalt von Zauberkundigen und Schamanen ist ursprünglich den indoeuropäischen Völkern wesensfremd. Der eben zitierte Drang zur Freundschaft mit den Göttern macht es unmöglich. Friedrich *Hirsch* bestreitet überzeugend für den Übergang von der Jungsteinzeit zur Bronzezeit in Mittel- und Nordeuropa „das völkerpsychologische Schema, wonach sich jede höhere Religion aus Schamanismus (Bildzauber) und Animismus (Seelenkult) entwickelt" habe, „wie ja unsere ganze Brauchtumsforschung an dem Unfug krankt, platterdings hinter jedem in seinem ‚Nutzen' nicht unmittelbar einleuchtenden Tun eine magische Absicht zu wittern ... Denn den Sonnwenddreikampf [Gerwurf, Steinstoß, Dreisprung] als ‚magische' Handlung auffassen, das heißt ja nun wirklich die hochbegabten Steinzeitmänner auf eine Stufe mit dem Gockel stellen, der sich einbilden soll, er krähe die Sonne herauf."

Hirsch ruft anstattdessen die so machtvolle Freude am Spiel in Erinnerung, das Spielen aus Freude, dem wir auch zahlreiche — fälschlich als „magisch" gedeutete — Bilder zu verdanken haben. Auch der Schicksalsglaube, der den indoeuropäischen Völkern gemeinsam ist, hat nichts mit Magie, Zauberei oder Dämonenfurcht zu tun. Beide entsprechen gänzlich verschiedenen menschlichen Verhaltensweisen. Dagegen wachsen Schicksalsglauben und das ergriffene Forschen danach, was denn das sei, diese Schicksalsmacht und wie Schicksal entstehe, durchaus auf einem Holz. Erkennt dann der Mensch in der Gesetzmäßigkeit des Naturgeschehens aber auch in seinen Unregelmäßigkeiten eben das Schicksal, so ist der gemeinsame Grund für die Einheit des Erlebens, für Frömmigkeit *und* Forschungsdrang gefunden.

Wie aber konnte dennoch in das indoeuropäische Kerngebiet eine Göttergestalt wie Odin eindringen? Ein Gott, der selber als Zauberfürst eine Schamanen- und Medizinmannrolle spielt? Wir haben allerdings einen Sprung über drei Jahrtausende getan, von der beginnenden Bronzezeit in die frühe Völkerwanderungszeit, in der die Goldbrakteaten des 5. und 6. nachchr. Jahrhunderts von den zauberischen Fähigkeiten Odins bzw. Wodans reichlich Zeugnis ablegen. Wir haben es also nicht mehr mit ursprünglichem indoeuropäischem Menschentum zu tun, sondern mit Sachsen, Angelsachsen und ihren Nachbarn, vielfältigen Einflüssen ausgesetzt.

Doch hat die Anfälligkeit für magische Vorstellungen und Praktiken, die Macht der Schamanenpriester über die Seelen, ihre eigentliche Ursache im Bewußtseinswandel, in der geistigen Entwicklung des Menschen. Das Ergebnis seines gesteigerten Selbstgefühls, seiner Überhebung, war der Verlust seiner Geborgenheit, der Verlust des großen Du in der natürlichen Mitwelt. Zuvor hatte der Nachvollzug der Sonnenbewegung im Tages- und Jahreslauf durch Prozession und Reigen noch dem (unbewußten) Bestreben entsprochen, sich dem Naturgeschehen so eng wie möglich *einzufügen.* Glück und Gedeihen hingen — so *dachte* man nicht, sondern so empfand man es — von dieser vollkommenen Einfügung ab.

Nun aber, mit zunehmendem Selbstbewußtsein, glaubte man, *Einfluß auf* das Naturgeschehen nehmen, es bis zu einem gewissen Grade *lenken* zu können. Auch auf das Sonnengestirn und seinen Lauf glaubte man mit Hilfe der Magie, durch Priester und Schamanen Einfluß nehmen zu können oder sogar nehmen zu *müssen*, da es aus eigener Kraft, ohne diese menschlich-magische Kraftzufuhr nicht wiederkehren oder nicht mehr leuchten könne. Die Natur erscheint dem Menschen auf dieser Bewußtseinsstufe nicht mehr als Schauplatz sinnvoll zusammenwirkender göttlicher Kräfte, sondern eher als eine heillose Verfilzung von Zaubermächten zahlreicher verschiedener Arten von Geistern und Dämonen.

Je mehr sich der Mensch Pflanzen und Tiere, seine einstigen gleichgestellten Geschwister, „untertan" zu machen sucht, desto mehr verwandeln sich ihm deren einst „gute Geister" in böse und stellen ihm nach. Anstatt sich vertrauensvoll in das Gesamtgeschehen einzufügen, muß er nunmehr versuchen, die zauberischen Mächte gegeneinander auszuspielen oder sich ihrer von Fall zu Fall zu erwehren, wenn sie sich in Krankheiten, Kinderlosigkeit, Dürre, Unwetter, Vulkanausbrüchen, Sonnen- oder Mondfinsternissen und anderen Nöten bemerkbar machen. Von vielerlei Ängsten geschüttelt und dabei seines ursprünglichen Urvertrauens beraubt, unterwirft sich der Mensch dem Diktat seines Zauberpriesters, Schamanen, Medizinmanns oder Meditationslehrers. Selbst seine verstorbenen Anverwandten beginnt er zu fürchten und sucht deren Auferstehung eher zu verhindern als zu fördern. Kennzeichnendes Merkmal ist eine tiefgehende Verunsicherung, die für den Priester oder Schamanen einen entsprechenden Machtgewinn bedeutet.

Einen anderen Weg in die Magie weist der Totemismus. Wenn ein Sippenverband oder Stamm sich aus der Vielzahl der einst geschwisterlichen Mitlebewesen ein ganz bestimmtes Tier als *Totem* auswählte und mit dem eigenen Stammvater identifizierte, so kann auch daraus nach mehreren Generationen ein magisches Abhängigkeitsverhältnis entstehen, das die innere Unfreiheit noch vergrößert. Andrerseits weist gerade dieses Totemverhältnis noch auf die ursprüngliche Einbezogenheit des Menschen in die Gemeinschaft seiner Mitlebewesen hin.

Vielfach spiegelt sich in dem Gewirr von Zaubermächten verschiedener Art eine ungeordnete Erlebensweise, eine ungezügelte Phantasie, das heißt die *mangelnde Fähigkeit, im Naturerleben die tragenden Grundkräfte herauszufühlen.* Das Empfinden für die *Rangordnung* unter den Naturgewalten ist offenbar entweder gar nicht erst entwickelt worden oder wieder verlorengegangen. Dementsprechend wird dann auch die Leben spendende und Leben erhaltende Bedeutung der Sonne nicht mehr klar empfunden. Das Sonnenerleben verliert sich unter zahlreichen anderen Erlebnissen, von denen die der eigenen menschlichen Gestalt und Rolle zunehmendes Gewicht erhalten. So kann es schließlich zu der Vorstellung kommen, menschliche Zaubermacht (Magie) wirke auch auf das Sonnengeschehen ein, die Hirsch (siehe oben) so treffend glossiert hat.

In diesem Zustand ist die menschliche Seele kein reiner Spiegel des Sonnenlichtes mehr. Sie wird zunehmend trübe. Das strahlende große „Du", das dem Menschen die innere Sicherheit gab, zu dem er in Vertrauen und verehrungsvoller Zuneigung aufblickte, löst sich auf. Zahlreiche kleine und größere Widerparte treten an seine Stelle und setzen ihm zu.

Es scheint so, als gäbe es Völker oder Stämme, die in diesem magisch-totemistischen Bereich von jeher befangen waren und in ihrer Masse niemals den Aufblick zum übergeordneten, lebenbestimmenden Sonnenwirken gewannen.

aus: Dieter Vollmer, SONNENSPIEGEL, Teil III b

Dr. Theodor Steche:

Amerikas erste Entdeckung durch die Nordmänner

Daß der Erdteil Amerika rund fünfhundert Jahre vor Columbus schon einmal von weißen Menschen betreten worden ist und zwar von Nordmännern auf dem Weg über Island und Grönland, steht heute als Tatsache fest und hat alle im 19. Jahrhundert bestehenden Zweifel besiegt. Ebenso fest steht aber, daß die Nordmänner nur kurze Zeit in Amerika gewesen sind und daß sie die neuentdeckten Landstriche für kleine Inseln gehalten haben; daß ein großes Festland in diesem Teil der Erdkugel lag, haben sie nicht erkannt. Umstritten ist die Lage des entferntesten der drei von den Nordmännern betretenen Landstücke, das von ihnen wegen der vorgefundenen wilden Weinstöcke Winland (Weinland) genannt worden ist und heute ihren Entdeckungsreisen den Sammelnamen Winlandfahrten gegeben hat. Die Ursache für die Schwierigkeit, Winlands örtliche Lage zu erkennen, lag in den mannigfachen Widersprüchen der alten Berichte über die Entdeckungsfahrten. Nachdem um 1885 der dänische Forscher Gustav Storm als erster die Winlandfahrten neuzeitlicher wissenschaftlicher Kritik unterzogen hatte und später amerikanische, norwegische und deutsche Forscher ihm folgten, lag von 1913 bis 1930 die Forschung in den Händen dänischer, englischer amerikanischer und kanadischer Männer. Inzwischen wurden auch große Fortschritte in der Benutzung der isländischen Sagas erzielt, welche ihre Eigenarten, Vorzüge und Fehlerquellen genau erkennen und beurteilen ließen; durch die Anwendung dieser Erkenntnisse und Verwertung der von den verschiedenen Winlandforschern gemachten Feststellungen gelang es, viele strittige Fragen der ersten Entdeckung Amerikas zu beantworten.[1])

Die in allen deutschen und nordischen Menschen liegende Freude, kühne Taten, weitausgreifende Entdeckungsreisen und menschlich hochwertige Entschlüsse kennen zu lernen, erweckt schon rein tatsachenstofflich Anteil an den altnordischen Winlandfahrten. Es wäre aber falsch, damit ihre Bedeutung für die heutigen Bewohner der germanischen Länder für erschöpft zu halten. Für uns soll die Geschichte nicht eine Sammlung von Tatsachen sein, sondern ein Vorbild, das zu Leistungen anspornt oder vor Fehlern warnt. Das rein menschlich Große muß neben dem tatsächlich Bewunderswerten in den Vordergrund gerückt werden; dazu bieten die Winlandfahrten viel mehr Grundlagen, als man früher ahnte.

Schon der erste Nordländer, der von Island aus in den Westen vorstieß, Erich der Rote, ragte über den Durchschnitt der Menschen hinaus, allerdings nicht nur in guten Eigenschaften. Schon sein Vater Thorwald Aswaldssohn mußte mit Erich infolge von Totschlägen aus Westnorwegen nach Island auswandern; nachdem der Sohn in einer Blutrachesache zwei Isländer erschlagen hatte, wurde er aus einem Bezirk verbannt und siedelte sich auf einigen kleinen Inseln von Islands Westküste an. Auch dort entstand blutiger Streit: zwei Söhne und einige Freunde seines Gegners Thorgest fielen im Kampf gegen Erich; daraufhin wurde er auf drei Jahre aus Island verbannt.

Jetzt erhob er sich zu weltgeschichtlicher Bedeutung. Während andere verbannte Isländer die drei Jahre zu Handels- oder Seeraubfahrten benutzten, beschloß er, das Land zu erforschen, das ein Isländer Gunnbjörn, vom Sturm verschlagen, von einigen heute verschwundenen Inselchen aus im Westen gesehen hatte. Mit seinem Schiff und der Besatzung segelte Erich der Rote los, erforschte während dreier Sommer die bewohnbaren Teile der großen, westlich von Island liegenden Insel, kehrte dann nach Island zurück und forderte auf, die neuentdeckten menschenleeren Landstücke zu besiedeln. Diese nannte er Grönland (grünes Land); nach altnordischem Sprachgebrauch bezog sich der Name nicht wie heute auf die gesamte, größtenteils eisbedeckte Insel, sondern nur auf die beiden von niedrigen Pflanzen bedeckten Küstenstriche im Südwesten. Islands ältester Geschichtsschreiber, Ari der Gelehrte, überliefert, daß Erich der Rote den Namen Grönland wählte, weil „die Männer verlangen würden, dorthin zu fahren, wenn das Land einen schönen Namen habe". Schon zu Aris Zeit war das Jahr von Grönlands Besiedelung etwas unsicher; 14 oder 15 Jahre, bevor das Christentum nach Island kam, also 985 oder 986 unserer Zeitrechnung. Rund 500 Jahre lang haben Nordleute in Grönlands Südwesten gewohnt.

In demselben Jahr geschah der nächste, weitere Schritt nach dem Westen. 25 Schiffe fuhren aus Island zur Besiedlung Grönlands aus; „aber nur 14 gelangten hin, einige trieben zurück, einige gingen unter"; mit diesen knappen Worten zeigt das isländische Landnahmebuch die Schwierigkeiten und Gefahren der damaligen Seeschiffahrt im hohen Norden auf! Einer der glücklich hinübergekommenen Ansiedler hieß Herjulf, der Sohn des Bard. Herjulfs Sohn Bjarni war Kauffahrer und verbrachte immer abwechselnd einen Winter im Ausland und einen bei seinem Vater. Als er zurückkam, war sein Vater vor kurzem nach Grönland umgesiedelt. Da faßte Bjarni den Entschluß und gewann auch seine Mannschaft dafür, seinem Vater nach Grönland nachzufahren.

Mit den Mitteln der heutigen Seeschiffahrt wäre das nichts Besonderes. Damals aber hatten die Schiffe keinen Kompaß und kein geschlossenes Deck; auf hoher See mußte man die Fahrtrichtung tags nach der Sonne, nachts nach dem Polarstern bestimmen, und schwerer Seegang, der das Schiff stärker vollschlug, als man ausschöpfen konnte, bedeutete den Untergang. Deshalb war die altnordische Hochseeschiffahrt auf gutes oder leidliches Wetter angewiesen; langdauernder Nebel machte sie hilflos, schwerer Sturm war vernichtend. Deshalb ruhte noch mehrere Jahrhunderte später im Winter, weil dann im Nordatlantik fast stets schlechtes Wetter herrscht, die Schiffahrt ganz und begann erst Ende Mai; weil man für die Hochseefahrten eine Reihe schöner Tage abpassen mußte, unternahm man aus Island in jedem Sommer nur eine Auslandsfahrt und kehrte im nächsten Sommer zurück. Daß Bjarni Herjulfssohn nach seiner Fahrt aus Norwegen nach Island noch eine zweite Hochseefahrt unternahm, war ein Wagemut, der an Leichtsinn grenzte; der alte in der Sammelhandschrift „Flateybuch" stehende Bericht enthält die Worte: „Unvernünftig wird unsere Fahrt erscheinen".

Es kam auch, wie zu erwarten war: nach drei Fahrttagen traten Nordwind und Nebel auf, viele Tage lang wußten Bjarnis Leute nicht, wohin sie trieben. Endlich schien wieder die Sonne, und nach einem Tage kam Land in Sicht. Weil es mit Hochwald bestanden war, konnte es nicht Grönland sein; ebensowenig galt das für ein zwei Tage später gesichtetes, mit niedrigem Wald bestandenes Landstück. Bjarni lehnte ab, zu landen, nahm Kurs nach Nordosten und kam sieben Tage später in Grönland, zufällig genau an der Siedlung Herjulfsnes seines Vaters an. Solange Herjulf lebte, unterließ Bjarni die Seegelfahrten; vermutlich hat der Vater seinem Sohn gesagt, solch ein glücklicher Ausgang einer Leichtsinnigkeit geschieht nicht wieder! Die von Bjarni gesehenen Landstücke können — das ist seit langem allgemeine Ansicht — nur der Südosten und Nordosten der Insel Neufundland gewesen sein.

Nach Herjulfs Tod nahm Bjarni die Schiffahrt wieder auf und verbrachte einen Winter in Norwegen beim Jarl Erich von Drontheim, der vom Herbst des Jahres 1000 bis zu seinem Tod im Sommer 1012 Norwegen beherrschte. Die mit dieser Nachricht beginnende, im Flateybuch niedergeschriebene „Erzählung von den Grönländern" enthält die wichtigen Worte: „Bjarni erzählte von seinen Fahrten und daß er neues Land gesehen habe. Den Männern schien es, daß er wenig wißbegierig gewesen sei, weil er nichts von diesen Ländern zu sagen habe, und er empfing deswegen manchen Vorwurf". Hier zeigt sich der wikingische Drang in die Weite, der es als unmännlich erachtete, eine vom Zufall geschenkte Entdeckung nicht weiter zu verfolgen! Im nächsten Sommer segelte Bjarni Herjufssohn nach Grönland zurück.

Nun griff der Mann in die Ereignisse ein, der als erster Weißer Amerikas Festland betreten hat, als Mensch und Führergestalt ein Vorbild war und verdient, daß sein Name ebenso wie in den nordländischen Staaten auch in Deutschland allbekannt sei: Leif Erichssohn. Die „Erzählung von den Grönländern" berichtet: „Nun sprach man viel davon, diese Länder aufzusuchen. Leif, der Sohn Erichs des Roten, fuhr zu Bjarni Herjulfssohn, kaufte ein Schiff von ihm und warb Mannschaft an. Sie waren 35 Mann zusammen. Leif bat seinen Vater, er möge wiederum der Führer auf der Entdeckungsfahrt sein. Doch Erich sprach sich dagegen aus und sagte, er sei zu weit vorgeschritten im Alter". Daraufhin übernahm Leif die Führung der Entdeckungsfahrt.

Hier ist ganz klar überliefert, daß die Vorwürfe, die Bjarni Herjulfssohn in Norwegen erhielt, der Anlaß dazu waren, daß die Grönländer die von ihm gesehenen Länder aufsuchen wollten. Aus vielen Berichten altgermanischer Zeiten ist bekannt, daß jeder germanischer Fürst höchsten Wert auf Nachruhm nach dem Tode legte und nichts stärker fürchtete, als Spott auf seine Ehre und Mannhaftigkeit. Erich der Rote war als Grönlands Entdecker das Staatsoberhaupt der neuen Siedlung und Leif sein Nachfolger; er durfte den Flecken auf Grönlands Ehre, den Bjarnis Verspottung in Norwegen darstellte, nicht darauf sitzen lassen! Deshalb begab er sich zu Bjarni, kaufte dessen Schiff und führte die gefahrvolle Reise ins Unbekannte an. Also aus Ehrgefühl haben die alten Nordmänner Amerika entdeckt! Man halte demgegenüber die Beweggründe des Columbus, dessen Mut und Standhaftigkeit zwar niemand leugnet, der sich aber sittlich sehr stark vom Eigennutz leiten ließ?

Leif Erichssohn und seine Leute erreichten zunächst ein baumloses Land, das sie wegen der großen flachen Steine Helluland (Flachsteinland) nannten; seit langem ist einhellig anerkannt, daß es ein Teil der Ostküste der Halbinsel Labrador war, die noch heute durch ihre Baumlosigkeit und die großen flachen Steine am Ufer auffällt. Dann segelten die Nordmänner weiter und betraten ein zweites Land; es war eben und waldbestanden und wurde deshalb Markland (Waldland) genannt. Lange war zweifelhaft, ob dieses Land die Insel Neufundland oder ein Teil von Labradors Südküste war; diese Frage hat erst im Jahre 1927 der kanadische, von eingewanderten Isländern abstammende Gelehrte Halldor Hermansson gelöst. Der alte Be-

richt sagt nämlich: „Dieses Land war eben und waldbestanden; soweit sie gingen, sahen sie weite weiße Sandstrecken, und das Ufer fiel nicht steil nach der See ab". Halldor Hermansson, der als Kanadier die Landschaften kannte, wies 1927 in einleuchtender Weise darauf hin, daß die „weiten weißen Sandstrecken" nichts anderes sein können als der Küstenstrich, der heute in der französischen Sprache der kanadischen Provinz Quebec „Blanc Sablon" heißt; dieser liegt an der Südküste der Halbinsel Labrador am Nordufer der Meeresstraße, die nach der kleinen Insel Belle-Isle benannt wird und die Insel Neufundland von der Halbinsel Labrador trennt. Infolgedessen war das Waldland Markland nicht die Insel Neufundland (erst später wurde diese auch dazu gerechnet), sondern Labradors Südseite.

Halldor Hermanssons Feststellung hat eine wichtige Folge für die erdkundliche Deutung der Winlandberichte. Wenn Leif und seine Leute den Blanc Sablon fanden, dann müssen sie durch die Belle-Isle-Straße in den St.-Lorenz-Golf hinein und nicht im offenen Atlantischen Ozean außen um Neufundland herum gesegelt sein. Das entspricht auch durchaus dem altnordischen Brauch, von einer neuentdeckten Küste alle Buchten abzufahren und zu untersuchen; wenn Leif mit seinen Leuten in die Belle-Isle-Straße hineinfuhr, deren Ostausgang sich kaum von den zahlreichen tiefen Buchten Ostlabradors unterscheidet, dann mußte er zwangsläufig durch sie ganz hindurch und in den St.-Lorenzgolf gelangen.

Nun heißt es in der „Erzählung von den Grönländern", daß Leif mit seinen Leuten bei Nordostwind weiter segelte und nach zwei Tagen ein drittes neues Land sah. Heutige Leser staunen, wenn sie in den Winlandberichten und auch in manchen andern isländischen Schriftwerken sehr oft die Richtung des Windes, aber nicht die des Fahrkurses selbst angegeben finden. Was hat das für einen Grund? Die altnordischen Schiffe hatten eine andere Besegelung als die heutigen gleicher Größe; an ihrem einzigen Mast war durch eine niederziehbare Raa ein viereckiges Segel befestigt, das in Ruhelage quer zum Schiffskörper stand, während heutige einmastige Segelboote zwei oder mehr Segel haben, nämlich ein oder mehrere dreieckige Gaffelsegel vor dem Mast und ein viereckiges Großsegel dahinter, deren Flächen in Ruhelage in der Längsrichtung des Schiffskörpers stehen. Nun nützen Schiffe mit Gaffeltakelung den Wind am besten aus, der schräg von hinten (in der Seemannssprache „achtern" genannt) oder von der Seite kommt; sie segeln am besten bei dem Winde. Dagegen kommt ein Schiff mit einem einzigen querstehenden Raasegel am schnellsten vor dem Winde vorwärts, d. h. wenn der Wind von hinten oder annähernd von hinten weht. Zwar konnten die alten Nordmänner durch Schrägstellen der Raa und mit Hilfe des Steuerruders auch bei etwas seitlichem Wind einen bestimmten Kurs einhalten; aber dabei war die Fahrt bedeutend langsamer. Deshalb unternahm man längere Seereisen nur, wenn „Fahrwind" wehte, auf den man oft lange wartete.

Bei Fahrten nach unbekannten Ländern war es für die Nordmänner das Gegebene, vor dem Winde zu segeln, weil sie so am schnellsten vorwärtskamen; einen bestimmten Kurs brauchte man erst bei der Rückfahrt einzuhalten. Daher gibt in den Winlandberichten die Windrichtung zugleich die Kursrichtung an. Vom Westausgang des St.-Lorenzgolfs ist also Leif, weil Nordostwind wehte, nach Südwesten gesegelt. Allerdings ist das nicht so genau zu verstehen wie in der heutigen Schiffahrt; die Nordmänner hatten nur acht Wörter für Himmelsrichtungen und teilten den Himmel in „Achtel" ein; der altnordische Begriff Südwesten umfaßte also einen Winkel von 45 Grad, dessen Mittellinie die heutige Südwestrichtung bildete. Darauf muß man bei der erdkundlichen Deutung der Winlandberichte genau achten.

In dem neuen Lande fanden Leif und seine Leute ebenso wie vorher keine Menschen. Sie bauten Holzhäuser zur Überwinterung; dann ließ Leif jeden Tag abwechselnd eine Hälfte der Leute das Land erkunden. Lebhaft und anschaulich schildert die Erzählung von den Grönländern, wie eines Abends Leifs früherer Erzieher, ein Deutscher, dessen vermutlicher Name Dirk (Dietrich) im nordischen Texte Tyrkir lautet, bei der Rückkehr fehlte und der an diesem Tage daheimgebliebene Leif ihn mit großer Sorge suchte und auch bald traf. Jedoch war Tyrkir sonderbar erregt; der alte Bericht sagt: „Tyrkir sprach zuerst lange deutsch, rollte stark mit den Augen und fletschte die Zähne; keiner verstand, was er redete. Dann aber sagte er nach einer Weile auf nordisch: Ich war nicht viel weiter als ihr gegangen. Eine Neuigkeit kann ich euch sagen: ich habe Weinreben und Weinbeeren gefunden!" Im 19. Jahrhundert haben einige Forscher gemeint, dieser Bericht sei entstellte Sage, denn von rohen Weinbeeren könne niemand betrunken werden; aber in Wirklichkeit wird Tyrkir nicht als betrunken geschildert! Im Gegenteil überliefert die Erzählung von den Grönländern einen seelisch völlig glaubwürdigen Vorgang: man versetze sich einmal in die Seele eines Mannes hinein, der sein Heimatland Deutschland aus unbekannten Ursachen verlassen hat, nach Norwegen, dann nach Island als höriger Knecht in Erichs des Roten Haus, darauf mit diesem nach Grönland, dann mit Leif in drei ganz neue

Länder kam und dort plötzlich die kennzeichnende Pflanze seiner verlorenen Heimat fand! Daß Tyrkir in seiner Erregung die Jahrzehnte lang nicht gebrauchte Muttersprache redete, wird jeder Psychologe erklärlich finden; es ist erstaunlich, wie getreu die altnordische Überlieferung diesen Vorfall über 150 Jahre lang mündlich weitergegeben hat, bis zwischen 1163 und 1263 die Erzählung von den Grönländern schriftlich abgefaßt wurde.

Nach den wildwachsenden Weinstöcken gab Leif dem neuentdeckten Lande den Namen W i n l a n d. Im nächsten Frühjahr trat er die Rückfahrt an und rettete kurz vor Grönlands Küste fünfzehn aus Norwegen gekommene Menschen, die schiffbrüchig auf einer Inselklippe waren. Seitdem wurde er „Leif der Glückliche" genannt. Im Winter starb sein Vater Erich der Rote; Leif wurde Grönlands Oberherr und ist als solcher zwischen 1019 und 1023 gestorben.

In Nordostamerika sind, wie die Botaniker festgestellt haben, vier Arten Weinstöcke einheimisch; die häufigste ist dem altweltlichen Weinstock zum Verwechseln ähnlich. Auf der dem St.-Lorenz-Golf zugewendeten Nordseite der Halbinsel Neuschottland und auf der im Golf liegenden Prinz-Edward-Insel hat es nie Weinstöcke gegeben; dort sind die Sommer zu kühl. In der kanadischen Provinz N e u b r a u n s c h w e i g bildete früher die Südseite der großen dreieckigen M i r a m i c h i - B a i die Nordgrenze des Weinstocks; auf den großen kanadischen Landkarten hat der Schreiber dieser Zeilen gefunden, daß ein dort mündender Fluß „Bay-du-Vin-River" und seine kleine Mündungsbucht „Bay du Vin" heißt; den französisch sprechenden ersten Einwanderern der Neuzeit ist hier ebenso wie im Blanc Sablon an Labradors Südseite dieselbe Eigentümlichkeit wie Leifs Nordmännern aufgefallen. Vom Westausgang der Belle-Isle-Straße kommt man mit Südwestkurs fast genau auf die Miramichi-Bay in Neubraunschweig. Das Winland der altnordischen Berichte war die U m g e b u n g d e r h e u t i g e n B a y d u V i n.

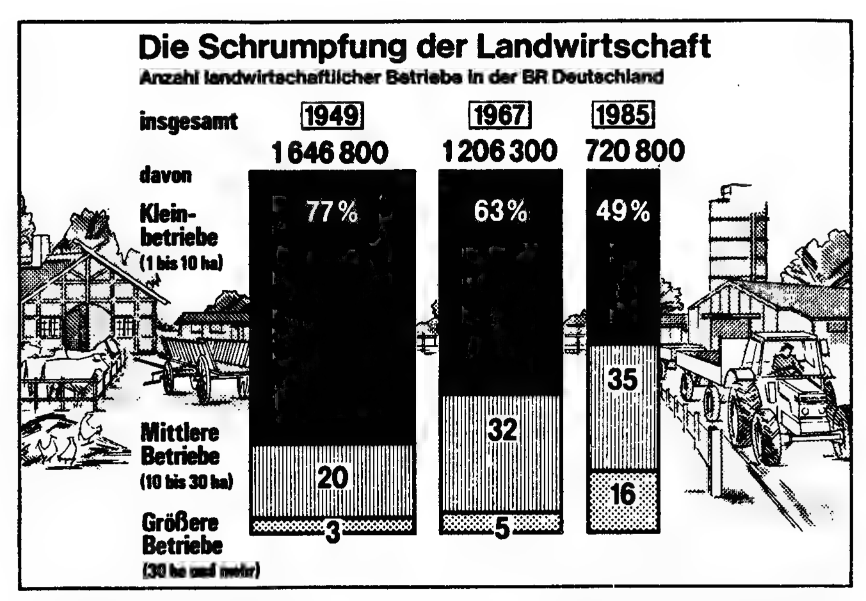
Die Angaben der Erzählung von den Grönländern lassen sich gut mit der Wirklichkeit vereinigen. Nun gibt es aber einen andern, viel kürzeren Bericht über Leifs Winlandfahrt, der zu einer ganz anderen Ortslage führt. S n o r r i S t u r l u s o n, der 1241 ermordete bedeutendste Geschichtsschreiber Islands, erzählt, Leif habe Winland ohne Absicht entdeckt, als er im Sommer des Jahres 1000 auf der Rückreise von Norwegen nach Grönland dorthin verschlagen worden sei; diese Darstellung ist später in eine lange Erzählung eingeflochten worden, die zwischen 1263 und 1310 verfaßt ist und die Taten eines späteren Winlandfahrers, T h o r f i n n K a r l s e f n i und seiner Gattin G u d r i d Thorbjörnstochter verherrlicht. Da Snorri Sturluson ein sorgfältiger Geschichtsschreiber war und die „Saga von Gudrid und Thorfinn Karlsefni", wie man sie am richtigsten nennt, in einer älteren Handschrift erhalten ist als die Erzählung von den Grönländern, hielten seit dem Ende des 19. Jahrhunderts die meisten Forscher die Angabe, Leif Erichssohn habe Winland im Sommer 1000 unabsichtlich entdeckt, für die richtige und die Erzählung von den Grönländern für unwahr. Diese Annahme schließt aus, daß Winland am St.-Lorenz-Golf gelegen habe, und setzt die Lage am offenen Atlantischen Ozean voraus; daraufhin haben die Forscher teils die Südseite der kanadischen Provinzen Neuschottland und Neubraunschweig, teils verschiedene Stellen der Vereinigten Staaten bis zur Halbinsel Florida hinunter für Winland gehalten.

Wenn man aber auf einer heutigen Karte betrachtet, wie groß die Entfernung von Norwegen bis nach Neuschottland oder gar Florida ist, und sich überlegt, diese Riesenstrecke soll ein altnordisches offenes Wikingerboot in ununterbrochener Fahrt und zwar gegen den Golfstrom zurückgelegt haben und dabei glücklich über die berüchtigte Neufundlandbank hinweggekommen sein, die gerade im Sommer am allergefährlichsten ist, dann muß man sich sagen: d a s i s t e i n f a c h u n m ö g l i c h. Wie aber ist Snorri Sturluson zu diesem Irrtum gekommen? Der Anlaß war eine Stelle in der von O d d i d e m M ö n c h verfaßten legendenhaften Lebensbeschreibung des Norwegerkönigs O l a f T r y g g v a s o n, der am 9. September 1000 in einer Seeschlacht seinen Tod fand. Oddi sagte vom König: „So heißen die Länder, die er christlich machte: Norwegen, Shetlandinseln, Orkneyinseln, Färöer, Island und Grönland". Die fünf erstgenannten Länder sind wirklich vor Olafs Tod christlich geworden; die entscheidende Tat, daß auch die Grönländer den neuen Glauben annahmen, hat der König ebenfalls vollbracht, indem er den Leif Erichssosn, der den Winter von 999 auf 1000 bei ihm verbrachte, dafür gewann. Leif hat zwar sofort nach seiner Rückkehr begonnen, das Christentum in Grönland zu v e r k ü n d e n; aber gesetzlich e i n g e f ü h r t hat er es erst, nachdem sein Vater Erich der Rote, der den neuen Glauben ablehnte, gestorben und er selbst Staatsoberhaupt von Grönland geworden war. Das geschah, wie alle Quellen übereinstimmend berichten, nach seiner Rückkehr aus Winland und der Rettung der Schiffbrüchigen. Snorri Sturluson konnte dies mit den irrigen Worten Oddis des Mönchs nur dadurch vereinigen, daß er Leifs Winlandfahrt in die kurze Zeit vom Frühjahr bis zum September des Jahres 1000 hineinzwängte; er kannte die Entfernungen nicht und ahnte nicht, daß seine Überlegung zu einem falschen Schluß führte.

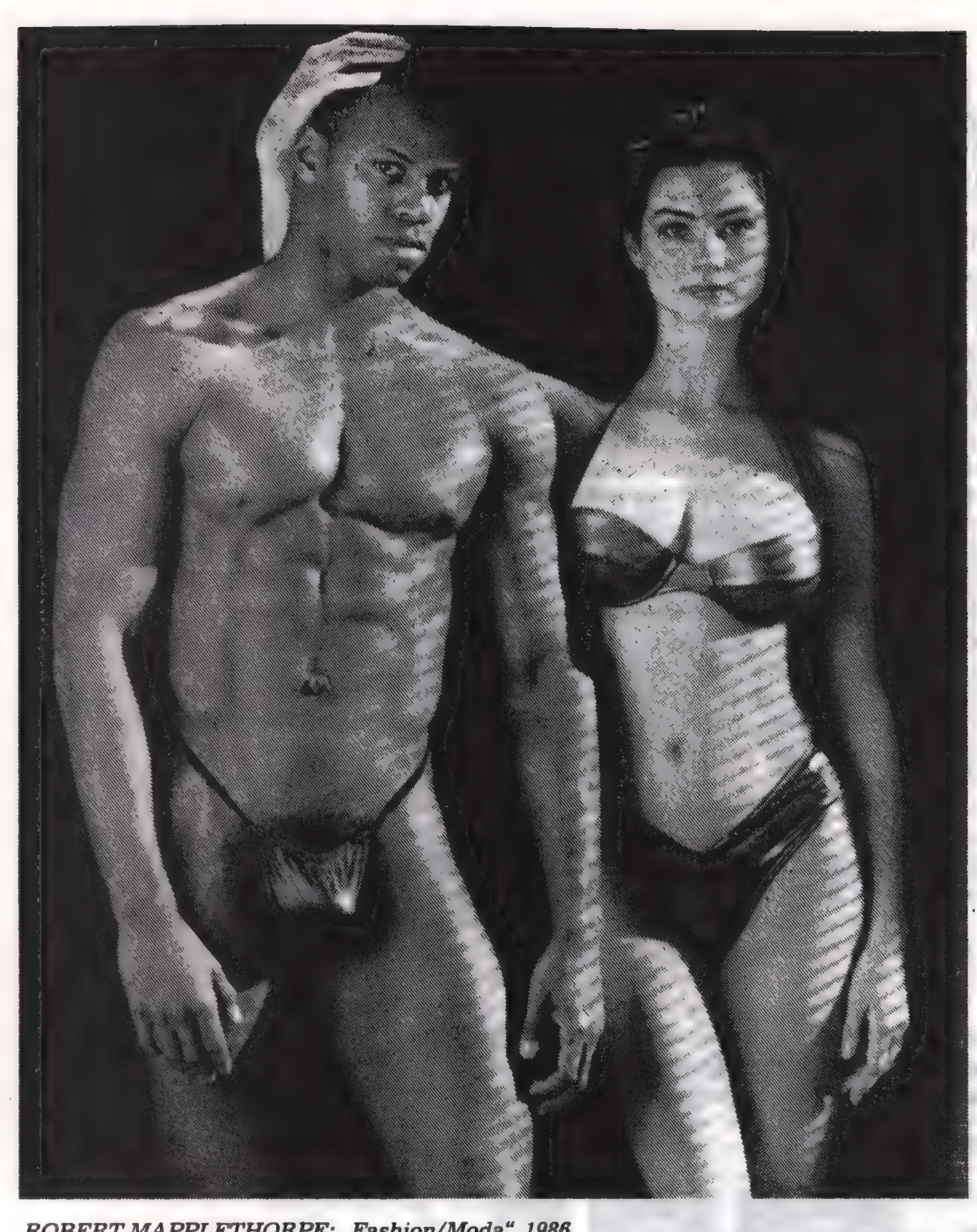
Unglücklicherweise hat sein Irrtum jahrhundertelang fortgewirkt. Dadurch ist Leifs planmäßige Entdeckungsreise von Grönland aus, wie sie anschaulich und glaubwürdig in der Grönländererzählung steht, in ein Zufallereignis umgefälscht worden; Leif Erichssohn, der einen Flecken auf Grönlands Ehre abwaschen wollte und aus menschlich höchstwertigen Beweggründen nach Winland segelte, wird herabgedrückt zu einem Manne, dem ein Zufall eine Entdeckung ohne eigenes Verdienst in den Schoß warf! Ganz abgesehen von der wissenschaftlichen Falschheit der Darstellung Snorris ist sie w e l t a n s c h a u l i c h äußerst bedauerlich. Das gesamte Streben aller Menschen und Vereinigungen, die sich im heutigen Deutschland bemühen, altgermanisches oder nordisches Wesen darzustellen und bekannt zu machen, geht dahin, vorbildliche Männer und Leistungen aus der Vergangenheit der germanischen Völker herauszustellen, wenn dies wissenschaftlich begründet und keinem phantastischen Wunschtraum entsprungen ist. Nun bietet uns die alte Erzählung von den Grönländern eine glaubwürdige Kette vorbildlicher Taten; es gibt aber Leute, die sie, einem späten Irrtum folgend, ablehnen!

Das darf nicht sein. Daher ist nötig, daß viele Deutsche nicht nur einen, sondern sämtliche Berichte über die Winlandfahrten — es sind zwei lange und acht in andere Texte eingestreute kurze — in Übersetzung, womöglich auch in der Ursprache, lesen und sich selbst ein Urteil bilden, welche Teilstücke der einzelnen Darstellungen glaubwürdig scheinen oder nicht. Da infolge der altnordischen Wortknappheit die Berichte ziemlich kurz sind, erfordert ihre Lesung nicht viel Zeit. Die Winlandfahrten sind eine in den Tatsachen wichtige und allgemein anregende Ereigniskette und außerdem in vielen — allerdings nichts allen — Handlungen menschlich hochstehend; hier kann die Erkenntnis nordischen Wesens den Menschen des heutigen Deutschlands Freude und Nutzen bringen.

[1] Theodor Steche, Wikinger entdecken Amerika, die altisländischen Berichte übertragen und mit einer Einführung versehen, Hanseatische Verlagsanstalt Hamburg, 1. Auflage 1934, 2. Auflage 1938, 88 Seiten mit 7 Karten, Preis RM 0.60. Dazu als fachwissenschaftliche Ergänzung und Begründung von demselben: Die normannischen Fahrten nach Winland und ihre Nachwirkungen, Zeitschrift für Deutsche Philologie, 60. Band (1935) S. 121—173.



Geradezu systematisch wird die bundesdeutsche Landwirtschaft ruiniert. Von 1949 bis 1985 sank die Zahl der Betriebe um mehr als die Hälfte. Gleichzeitig nahm der Anteil der Großen dramatisch zu. Dieser politisch begünstigten Tendenz zur Agrarfabrik sozialistischen Musters stehen Lippenbekenntnisse zum Klein- und Mittelbetrieb gegenüber. Wer glaubt sie noch? Unter der gegenwärtigen Regierung geht das Bauernsterben ungehemmt weiter, so daß Wahlredner der CDU/CSU von empörten Landwirten immer häufiger zu hören bekommen: Nur die dümmsten Kälber wählen ihre Metzger selber!



ROBERT MAPPLETHORPE: *„Fashion/Moda". 1986*

Stuttgarter Zeitung
6.5.1989

Muskulöser, zerbrechlicher Eros

Lichtbilder von Robert Mapplethorpe in Tübingen

Eine Ballade auf der letzten Schallplatte der amerikanischen Rockmusikerin Patti Smith ist Samuel J. Wagstaff gewidmet, dem ehemaligen Kurator des Institute of Arts in Detroit. Er war im Januar 1987 verstorben, galt als der Mentor des Kultfotografen Robert Mapplethorpe, des Lebensgefährten der Musikerin aus beider künstlerischer Frühzeit. Mapplethorpe starb vor zwei Monaten, zweiundvierzigjährig, an Aids. Auch er wird von Patti Smith einen musikalischen Nachruf erhalten. Mapplethorpe hatte sie über Jahre hinweg porträtiert. Die Aufnahmen trugen zum Charisma der Rock-Heroine bei, die in ihrer Musik und Dichtung ausdrückte, was auch für Mapplethorpes Arbeit galt: mit einer religiös zu nennenden Leidenschaft und Leidensfähigkeit der Gewalt und Zerbrechlichkeit dem Eros zu huldigen.

Einen Querschnitt aus der kurzen, knapp achtzehnjährigen Schaffenszeit des New Yorker Fotografen hat, inmitten des einsetzenden Runs der Sammler und Händler auf das Œuvre des auf spektakuläre Weise Verstorbenen, das Deutsch-Amerikanische Institut in Tübingen zu einer nicht retrospektiven, aber doch repräsentativen Schau zusammengetragen. Sie spart einige Motive aus. Mapplethorpes frühe Aufnahmen aus der homosexuellen Sado-Maso-Szene New Yorks etwa, mit denen seine Karriere begann, ebenso seine Arbeiten in Farbe oder kunstgewerblichen Versuche der letzten Zeit, edelholzgerahmte Abzüge auf Leinen- und Seidengrund herzustellen.

Mapplethorpes Porträts erheben sich über die eines Richard Avedons. Hinter seinen kühlen Blumenstilleben verschwinden vergleichbare Formstudien Edward Westons, obgleich Mapplethorpe – und das zeigen die sechzig Tübinger Exponate hinlänglich – in seinem Hang zur ikonenhaften Darstellung seiner Motive nur fotografisch Konventionelles hervorbrachte. Sein Verdienst war es, dazu beigetragen zu haben, daß der männliche nackte Körper als Gegenstand fotografischer Betrachtung hoffähig wurde. Seine Akte wirken vornehm, sind feierliche Stilleben mit einem Hauch zerbrechlicher, sublimer Erotik. Weit davon entfernt, nur zur Schau zu stellen, korrespondieren sie in ihrer Stilisierung mit Mapplethorpes Aufnahmen von Orchideen und Lilien. In früheren Austellungen pflegte er beide Sujets nebeneinander zu hängen, bestand darauf, daß beide dasselbe zeigten. – Mapplethorpe studierte die Form und inszenierte sie in Vollendung, schuf Ikonen mit allem, was er fotografierte. Nicht nur, daß er seine Männerakte bevorzugt in symetrischen Posen arrangierte. Einen vermeintlichen Fehler, den mehrfachen, sich überschneidenden Schatten überhöhte er zum Gestaltungsmittel („Dennis Speight", 1980). Er schuf dreiteilige Altäre („Triptych", 1981), wies die durchtrainierten schwarzen Körper zu demutsvollen Haltungen an. Kritiker nahmen ihm das übel und nannten ihn, als er für Werbezwecke dumpfe Klischees vom „Schwarzen und der weißen Frau" kolportierte, einen Rassisten.

Mapplethorpe berief sich auf seine Vorliebe für Gegensätze. Kraft und Gewalt hier, Zerbrechlichkeit und Harmonie dort. Oder: Leben und Tod. Seine Porträts und Selbstporträts heben bleiche Gesichter aus der Dunkelheit hervor. In seinem letzten Selbstporträt (1988) löst sich das faltige Gesicht dagegen in Unschärfe auf. Eine wächserne Hand umklammert den totenkopfgeschmückten Knauf eines Spazierstockes. Mapplethorpes letzter Kult. (Bis zum 1. Juni)

Thomas Tennler

Italiens Rassentoleranz bröckelt

Ist Italien, das immer auf seine liberale, tolerante Kultur so stolz war, über Nacht zu einem rassistischen Land geworden? Vorfälle, bei denen illegale Einwanderer beschimpft, misshandelt und sogar getötet werden, häufen sich.

HORST SCHLITTER/ROM

Die Zahl der Farbigen von Turin bis Palermo wächst: Nach Schätzungen sind es bereits mehr als eine Million.

Der blutige Überfall auf das ärmliche Nachtlager der schwarzen Tomatenpflücker in Villa Literno, nördlich von Neapel, hat die Öffentlichkeit tagelang tief bewegt: Unter Kapuzen versteckt, gleich den Mitgliedern der amerikanischen Rassenfanatiker des Ku-Klux-Klans, brüllten fünf junge Leute die verstörten Immigranten an: «Geld raus, ihr dreckigen Neger, sonst geht's euch schlecht!» Als sich einer von ihnen sträubte, schossen sie wie wild um sich. Der 30jährige Südafrikaner Jerry Essan Massio, in Italien als politischer Flüchtling anerkannt, brach tot auf seiner Matratze zusammen, drei seiner Freunde wurden verletzt.

Die Einwohner des Provinzstädtchens wiesen den Vorwurf einer rassistischen Gewalttat empört zurück. Vielleicht hätten sich die Schwarzen gegenseitig umgebracht. Ausser ihrer Aussage gab es ja keinen Beweis... Solche Unterstellungen sind allerdings heute nicht mehr zu hören. Unter Mordverdacht hat die Polizei fünf Verdächtige festgenommen, Bauernsöhne und kleine Handwerker, von denen die meisten schon wegen Raubüberfällen vorbestraft waren. Der Strafrichter wird die traurige Episode ihrem Ende zuführen. Aber damit ändert sich nichts im Leben der schwarzen Gelegenheitsarbeiter.

Sie bieten den im Namen der Grundbesitzer auftretenden «Caporali» jeden Tag bedingungslos ihre Arbeitskraft an. Zehn Stunden auf den Tomatenfeldern bringen 30 000 Lire ein, das sind nicht einmal 35 Fr. Wer auf dem Lastwagen des Grossbauern keinen Platz mehr findet, muss auf seinen Tageslohn verzichten. Der «Padrone» zahlt keine Krankenkasse. Wird einer krank oder verletzt sich, hat er Pech gehabt. Die Erntearbeiter wissen oft nicht einmal, wo sie am Abend schlafen sollen. Vor wenigen Wochen entdeckte die Polizei von Villa Literno ein Dutzend Schwarze, die sich auf dem Friedhof in leere Grabkammern gekauert hatten.

Ungeschützt und unterbezahlt

Nur im Norden Italiens kommt es gelegentlich vor, dass die Afrikaner und Asiaten ordentlich gemeldet sind und den von den Gewerkschaften ausgehandelten Mindestlohn von zehn Fr. pro Stunde erhalten.

«Die Jagd auf den Neger ist eröffnet», schrieben anonyme Schmierfinken nach dem Mord an Jerry Essan auf Häuserwände. Das sind Parolen, hinter denen der krankhafte Wunsch steckt, die Spannungen zu verstärken. Bereits gibt es eine Jagd auf die Dunkelhäutigen, die vor allem von den fliegenden Händlern als lästige Konkurrenz empfunden werden. Im Adriastädtchen Riccione zum Beispiel spüren die Ambulanten den Farbigen nach, wenn sie am Strand Teppiche, Modeschmuck oder geschnitzte Figuren verkaufen. Ein paar Stunden später legen sie der Polizei Fotos vor, die die Beamten zum Eingreifen zwingen sollen. Die meisten der Afrikaner besitzen nämlich keinen Gewerbeschein.

Rassistische Liga

Hier liegt das Problem: Gesetze gibt es wohl, doch die Kontrollen sind lau. Bürgerinitiativen nationalistischer Färbung wollen das ändern. In Turin hat sich die «Liga gegen Drogen und gegen illegale Einwanderung aus der Dritten Welt» gebildet.

Und der Staat? Es scheint so, als habe die Regierung das Problem noch gar nicht erkannt. Nach dem Mord von Villa Literno liess sich Innenminister Antonio Gava beinahe hilflos hören: «Wir waren einmal das am wenigsten rassistische Land Europas. Heute wachsen auch hier Phänomene, die im Entstehen erstickt werden müssen.» Sozialministerin Rosa Russo Jervolino hat eine präzisere Vorstellung, wie den «Phänomenen» zu begegnen ist. Sie will «notfalls» einen numerus clausus für aussereuropäische Einwanderer festlegen.

ISRAEL NACHRICHTEN

(Tel Aviv)

Was der Botschafter nicht sagen darf

Was sich in Haifa während des Vortrages des norwegischen Botschafters in Israel ereignete, war nicht nur ein grober Verstoß gegen alle diplomatischen Regeln, sondern verletzte auch ernsthaft die Gefühle eines jeden Juden in Israel und in der Welt: der Botschafter tadelte nämlich die Politik Israels in den Gebieten, indem er betonte, daß sich die Nazis zu den Norwegern nicht so verhielten, wie sich die Israelis zu den Bewohnern der Gebiete verhalten.

Die Äußerungen des norwegischen Botschafters hinsichtlich der Ereignisse in den Gebieten stellen an und für sich eine Übertretung der diplomatischen Grundsätze dar, wonach Diplomaten öffentlich keine Kritik an der Politik der Regierung üben, bei der sie als Vertreter ihres Landes akkreditiert sind. Doch die Bemerkungen des norwegischen Botschafters über das Verhalten Israels in den Gebieten im Vergleich zum Benehmen der Nazis während des Zweiten Weltkrieges verletzen gröblichst die Gefühle der Holocaust-Überlebenden und eines jeden Juden als solchen.

„Mutterschaft ist Sklaverei"

Simone de Beauvoir, Begründerin des „Feminismus" schrieb in ihrem Buch „Das andere Geschlecht":

„Ich beklage die Sklaverei, die der Frau durch die Mutterschaft aufgezwungen wird. Die Frau bleibt nach wie vor Hausklavin, denn sie wird erdrückt, erstickt, abgestumpft und erniedrigt von der Kleinarbeit der Hauswirtschaft, die sie an die Küche und das Kinderzimmer fesselt und ihre Schaffenskraft durch eine geradezu barbarische, unproduktive, kleinliche, entnervende, abstumpfende, niederdrückende Arbeit vergeuden läßt."

Rita Süssmuth (CDU), Bundesfamilienministerin, sagte in einem Interview mit der „Zeit" (veröffentlicht am 6. 9. 1985): „Simone de Beauvoir ist mein Vorbild."

Drogenkrieg bis zum letzten Afrikaner?

Schwarze machen der Mafia zunehmend Konkurrenz

Von unserem Korrespondenten Joachim Schilling, Rom

Der italienische Sozialistenführer Bettino Craxi, unter anderem Sonderbeauftragter Roms für die Schuldenprobleme der Dritten Welt, erklärte kürzlich: „Wenn die Industriestaaten nicht mehr für die ärmsten Länder tun, dann besteht die Gefahr, daß Afrika zum Konkurrenten für Lateinamerika im Rauschgifthandel wird." Kurze Zeit nach dieser öffentlichen Warnung wurde in dem Dorf Pescopagano nördlich von Neapel nach einer mitternächtlichen Schießerei Ali Almesanedi schwerverletzt in ein Krankenhaus gebracht. In seinem Magen fanden die Ärzte zehn Kapseln aus Zellulose mit Heroin. Der aus Tansania stammende Neger war ein Drogenkurier.

Die Badeorte nördlich von Neapel bis hinter die Kleinstadt Caselvolturno sind alle fest in der Hand der örtlichen Camorra, wie die neapolitanische Mafia heißt. Die Bosse haben mit ihren Gewinnen aus Rauschgift- und Zigarettenschmuggel, verbotenem Glücksspiel und Prostitution Hotels, Restaurants und Badeanstalten gekauft. Sie warben auch unter Schwarzafrikanern, die hierher als Erntearbeiter einwanderten, Fixer an, weil sie unermüdlich und billig den Kleinhandel betrieben. Da auf den Tomatenfeldern des Hinterlandes heute tausende von Schwarzen Arbeiten verrichten, die auch die Italiener nicht mehr machen wollen, fallen die Schwarzhändler überhaupt nicht auf.

Dann aber kam eine geschäftstüchtige Gruppe von Tansaniern auf die Idee, auch im Drogenhandel tätig zu werden. Um auf Nummer Sicher zu gehen, schickten sie nicht einen Kurier mit größeren Mengen, sondern zehn Boten mit kleinen, die sie in Kapseln verschluckt hatten. „Mehr als zwei- oder dreihundert Gramm kann ein Mann auf diese Weise nicht befördern", erklärt Matteo Cinque, ein leitender Kriminal-Beamter, der den „afrikanischen Spuren" nachgeht.

Meistens genügt ein Flugschein nach Rom, um auswanderungsfreudige Schwarze in Tansania anzuwerben, die vom reichen Europa träumen. Auf dem römischen Flughafen Fiumicino ließen die Drogenhunde der Grenzpolizei sie ungestört passieren. Anschließend nahmen die Kuriere den Zug in Richtung Neapel. Obwohl die „Bande der Tansanier", wie sie bei der Polizei heißt, bisher jedenfalls nur beschränkte Mengen einführte, fiel sie doch der einheimischen weißen Camorra auf die Nerven. Die Afrikaner unterboten die Preise und verdarben den Bossen den Markt.

Die Camorra vertreibt vor allem Kokain, das sie aus Mailand, einer der großen Drehscheiben des internationalen Rauschgiftschmuggels, bezieht. Die Tansanier handeln dagegen mit Heroin. „Dadurch entstand eine Konkurrenz, die zu einem explosiven Konflikt zwischen den beiden weißen und schwarzen Banden führen mußte", meint ein Fahnder.

Der Kampf brach offen aus, als Ende April ein Kommandotrupp der Camorra fünf Tansanier in einer Espresso-Bar erschoß, die der Treffpunkt der schwarzen Konkurrenz gewesen war. Nach den bisherigen Erkenntnissen der Polizei stammt das Heroin der Schwarzen aus dem Fernen Osten, das über Tansania und Ghana nach Italien und möglicherweise auch in die Bundesrepublik geschmuggelt wird. Es handelt sich um einen neuen Schmuggelweg, der von Hongkong über den Libanon und von dort auf verschlungenen Pfaden nach Europa führt. Die italienische Polizei glaubt, einer neuen internationalen Unterweltorganisation auf die Spur gekommen zu sein.

Am meisten beunruhigt jedoch, daß Italien in steigendem Maße auch Kriminalität aus der Dritten Welt importiert. Dort, wo die Bande der Tansanier ihr schwarzes Drogengeschäft betreibt, leben schätzungsweise siebentausend Farbige „Nicht-EG-Staatsangehörige", wie sie in der Amtssprache genannt werden. Nur achtzehn Tansanier haben vorschriftsmäßig bei den polizeilichen Meldestellen eine Aufenthaltsgenehmigung beantragt. Die Kriminellen dürften anonym im Untergrund leben. Die Camorra scheint jedoch entschlossen, den Rauschgift- und Rasse-Krieg bis zum letzten schwarzen Händler zu führen.

NWZ, 23.5.1990

Pigmentaufbereitung bei Höhlenmalerei

Steinzeitliche Künstler haben vor etwa 17000 Jahren die Höhle von Lascaux in Frankreich mit rund 600 Abbildungen von Pferden, Stieren, Hirschen und anderen Tieren versehen. Seit der Entdeckung vor 40 Jahren sind unsere Kenntnisse über die Arbeitsweise dieser Menschen immer umfangreicher geworden. Man hat Steinlampen gefunden, die für Beleuchtung sorgten, Staffeleien für die Bearbeitung der Wände und Paletten für die Pigmentfarben. Neuere Untersuchungen bezogen sich auf die Mineralien und die daraus hergestellten gepulverten Pigmente. Es ergab sich eine erstaunliche Vielfalt an Farbnuancen, vor allem im Bereich des Gelb, Rot und Schwarz.

Pamela B. Vandiver und W. D. Kingery (Ceramics and Glass Laboratory, Massachusetts Institute of Technology, Cambridge, Mass.) setzten moderne Materialprüfungsmethoden wie Elektronenmikroskopie und Röntgenanalyse ein, um Feinstruktur und Zusammensetzung der Pigmente zu untersuchen. Vandiver und Kingery fanden, daß den steinzeitlichen Künstlern ein ganzes Arsenal von Farben aus Mineralvorkommen zur Verfügung stand, die man im Umkreis von 15 km erreichen konnte. Die Pigmentpartikel waren jedoch feiner und komplizierter zusammengesetzt, als sie die Lagerstätten boten. Das bedeutet: Die Künstler zerrieben und mischten offensichtlich verschiedene Materialien. Besonders wichtig scheinen Hämatit (Eisenoxid) für rote und Manganoxide für schwarze Pigmente gewesen zu sein.

Vandiver stellte interessante mikroskopische Unterschiede zwischen roten und schwarzen Pigmenten fest. Die Hämatitkristalle waren schuppig, während die Kristalle der Manganoxide eher kleinen Nadeln glichen. Diese Beschaffenheit beeinflußte vermutlich die Art der Anwendung des Pigments. Mit dem Schwarz konnte man lange Umrißlinien der Objekte auf den feuchten Kalkwänden ziehen. Die rote Farbe dagegen war mit Wasser, Lehm und Hämatit zu einem dicken Brei anzurühren. Weil man diese Farbe in den Fels „einreiben" mußte, um ein leuchtendes Rot zu erzielen, konnten nur begrenzte Flächen damit bedeckt werden. Die Technik tritt daher auch vornehmlich bei den kleineren Abbildungen von Pferden auf. Die Arbeiten von Vandiver und Kingery belegen somit erstmals den Einfluß des Pigmentmaterials auf die Maltechnik in der Höhle von Lascaux. [Science News **125**, 348 (1984).]

Türke soll 100mal schreiben: »Ich bin ein Türke«

BAD BRAMSTEDT. Ein Schiedsmann am Amtsgericht in Bad Bramstedt hat zur Abwendung einer Beleidigungsklage einen jungen Türken dazu verpflichtet, ein Sühnegeld von 100 Mark zu zahlen oder alternativ 100mal den Satz zu schreiben:

„Ich bin ein Türke, ich bin türkischer Staatsbürger, ich bin Gast in der Bundesrepublik Deutschland und will in Zukunft niemanden mehr beleidigen."

Diesem am Dienstag bekanntgewordenen Spruch des Schiedsmannes vom Montag wa. am 30. Mai auf dem Marktplatz in Bad Bramstedt (Kreis Segeberg) eine Auseinandersetzung zwischen zwei Türken und einem Deutschen vorausgegangen. Der Deutsche hatte einen VW-Bus mit der Aufschrift: „Deutschland den Deutschen — Asylantenstopp" auf dem Marktplatz geparkt. Die beiden Türken kommentierten die Aufschrift mit „Nazischweine". Der Deutsche erstattete darauf Anzeige wegen Beleidigung.

Weihnachtsgrüße nach Island

Eine 20 Meter hohe Tanne ist das Jubiläumsgeschenk der Hamburger Wikingerrunde an die Isländer. Am 8. Dezember findet die feierliche Übergabe des kerzengeschmückten Weihnachtsbaumes im Hafen von Reykjavik statt. Das Geschenk der Hamburger Wikinger an die Isländer ist jedoch nicht nur ein traditioneller Gruß, sondern auch Beweis von Privatintiative und Hilfsbereitschaft. Unterstützt wird die Runde von Anfang an von der isländischen Fluggesellschaft Icelandair, die wieder ab März 1991 Hamburg mit Island verbinden wird.

25 Jahren senden die wackeren Wikinger aus Hamburg auf dem See- und Luftwege einen »Jolatre fra Hamborg« auf die Insel mit der überwältigenden Natur. Geboren wurde die Idee 1965. Getreu dem Sinnen der Wikingerrunde, ein Freundeskreis von Fahrenden und Schreibenden, dachten sich zwei der Hamburger Recken etwas Ungewöhnliches aus. Ein hellerleuchteter Weihnachtsbaum auf dem Reykjaviker Hafengelände, sollte ein Wikingergruß aus Hamburg an die Isländer sein.

Das 25jährige »Jolatre fra Hamborg« Jubiläum beweißt, daß der Journalist Hannes Schlünz und der langjährige Deutschland Direktor der Icelandair, Werner Hoenig, es nicht nur bei einem Gedankenblitz beließen. Der festlich geschmückte Weihnachtsbaum im Reykjaviker Hafen ist in diesem Jubiläumsjahr aber auch gleichzeitig ein Symbol für eine isländisch-hamburgische Freundschaft, die mit unbürokratischer Hilfe oft Großes geleistet hat. So wurde spontan eine Hilfsaktion für die in Not geratenen Einwohner der Westmänner Inseln ins Leben gerufen, als 1973 Heimaey durch einen Vulkanausbruch bedroht wurde.

Demostrationsvorhaben

BRUNDLAND-STÄDTE

Die Regierungen Dänemarks und des Bundeslandes Schleswig-Holstein einigten sich auf ein erstes gemeinsames Demonstrationsvorhaben: In jeweils zwei sog. „Brundlandstädten“ jedes Landes sollen verschiedene Projekte zeigen, daß es möglich und wirtschaftlich ist, den Energieverbrauch in Wohngebieten gegenüber herkömmlicher Wohnbebauung um die Hälfte (Altbauten 30 bis 50%) zu reduzieren. Die Initiatoren hoffen auf Nachahmer in ganz Europa.

Der „Brundland-Bericht“ der UN-Weltkommission für Umwelt und Entwicklung, benannt nach der Vorsitzenden Norwegischen Ministerpräsidentin Gro Harlem Brundland, hatte in einem Bericht 1987 auf globale Dimensionen und Zusammenhänge des Energieproblems aufmerksam gemacht.

6,-

91/38167



NORDISCHE ZUKUNFT erscheint vierteljährlich und wird herausgegeben vom NORDISCHEN RING e.v., Postfach 530408, 2000 Hamburg 53, Postscheckkonto: Hamburg 496 88-200 (BLZ 200 100 20).
Druck: Eigendruck. ViSdP: Jürgen Rieger, 2ooo Hamburg 55

Mitglieder und Förderer des Nordischen Ringes erhalten die Nordische Zukunft kostenlos geliefert. Bei Nachbestellungen gegen Vorkasse: 1 Ex. DM 2,50, 5 Ex. DM 10,-, 10 Ex. DM 15,--.